



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1908

6 (1908)

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

26. Jahrgang.
Nr. 6.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mt. 1,50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Überzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohltätern wird
das Vergißmeinnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Güsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
gehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Köln a. Rh.
Juni 1908.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Frohe Feste wünscht allen Wohltätern ♣ ♦ ♦ ♦
♣ ♦ ♦ ♦ die dankbare Mission Mariannhill.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Das Ideal.

Ich hör' eine Glocke läuten,
Ihr Klüngen, aus Lust und Schmerz
Gewoben, ich kanns nicht deuten,
Doch läutet mit ihr mein Herz.

Ich sah eine Blume blühen
Hoch über der Berge Schacht —
Ihres rojigen Kelches Blüthen
Haucht schimmernde Märchenpracht.

Ich sehe ein Eiland steigen
Aus klarer Fluten Kristall,
Die Wolken schlungen den Reigen
Um Tor und Zinne und Wall.

Ich seh' es so lieblich winken —
Doch die kochende See erbraust,
Die Wellen steigen und sinken —
Dem Schiffer es heimlich graust.

Wie immer ich forsche und grabe,
Was immer die Zeit mir erschließt, —
Ich sehe, daß all' meine Habe
Vor Schäyen des Traumes zerfließt.

Stets tief aus der Ferne erblauet
Das unerreichbare Gut,
Von silbernen Sternen betauet,
Empor aus heiliger Flut.

O Glocke, wie herrlich du läutest,
O Eiland, wie dämmernd du finnst,
Und die Arme mir lockend erbreitest
Aus zitterndem Wellengespinst!

Das flüstert und leuchtet und toset —
Doch hüben und drüben — wie weit!
Denn dazwischen erdonnert und toset
Die Woge der Ewigkeit!

Franz Eichert.

Kampf mit den Dosen.

Vom regn. Abt Franz Pfamier (geboren 21. Sept. 1825).

1.

Emaus. — Mir scheint, die meisten Schnupfer haben ihr Schnupfen aus Gedankenlosigkeit und gewisser Leichtfertigkeit angefangen; auch will ich gerne zugeben, daß viele in einem Alter dazu gekommen sind, wo sie noch nicht imstande waren, die Folgen dieser liebenswürdigen Angewöhnung zu erwägen. In der Folge aber war es zu spät. Das kleine Gräblein im Acker hatte sich zu einem Wildbach eingerissen so breit und so tief, daß er nicht mehr zu überspringen war. Da kann man wohl sagen: Gott Lob und Dank, wenn man in seiner Kindheit und Jugendzeit mit keinem Schnupfer zusammenkam; und ich lobe eine Mutter, die ihre Kinder möglichst davon fern hält. Damit soll nicht bestritten sein, daß aus dem schnupfenden Gymnasiasten noch ein schöner Bischof oder gar ein Kardinal werden kann. Ist alles schon vorgekommen; ich sage bloß, es freut mich heute noch, daß in meiner engen und engsten Familie kein Mensch geschnupft hat. Sobald ich aber über deren Grenzen hinauskam, drohte mir schon die Gefahr von Seite meines Herrn Onkels, der zugleich mein Taufpate war. Besagter Herr war in meinen Augen groß; war er doch Pfarrer und Schulinspektor in einer Perion. Von Statur ein kleines Männchen, war er im Schnupfen ein Riese und für dieses sein Handwerk auf's Vornehmste eingerichtet. Er trug ein großmächtiges Schnupftuch nicht nur in seiner Rocktasche, sondern hatte diese feinen, kunstgerecht zusammengerollten Tücher an drei bis vier Plätzen seiner Pfarrstube auf Lager, z. B. auf dem Schreibtisch, dem Kommodasten, dem Eßtisch und auf der Fensterbank. Raum hatte er beim einen Lager sich ausgesäubert, so mußte er schon beim zweiten Platz machen, denn er hatte mit

einer abermaligen Entleerung und Säuberung voll auf zu tun; und so gings fort den ganzen Tag. Zu geben muß ich allerdings, daß es ihm sicherlich nicht wohl bekommen wäre, wenn er all das eingeführte Material im Kopf behalten hätte, anderseits aber sage ich: Wenn man auf einer Bahnhlinie irgendwo keine Haltstelle macht, so kommen auch keine Leute, um dort einzusteigen. Ferner frage ich: Warum soll der Mensch gerade im schönsten Teil des Körpers, mitten im Gesicht, eine Haltstelle errichten, oder deutlicher gesagt, einen Abzugskanal öffnen? Weder ein Privatmann noch ein öffentlicher Baumeister läßt den Küchenabguß neben dem Hauptportal austreten, sondern auf der Hinterseite des Hauses, damit man ihn weder sehe noch rieche. Nach Art aller richtigen Schnupfer machte sich mein Herr Taufpate den Spaß, mir, so oft ich auf Besuch zu ihm kam, seine große Dose vorzuhalten. Was tun? Durfte ich das generöse Anerbieten einfach abschlagen, ihm, dem Priester, Pfarrer, Schulinspektor und Taufpaten? Ich tat es dennoch. Wohl kam mir auch das Bedenken: Nehme ich jetzt keine Prise, so wird er mir künftig kein Geschenk mehr machen. Doch ich blickte fest und gab ihm jedesmal einen Korb; er mochte mit seiner Dose herhalten, so oft er wollte, meine Antwort bestand jedesmal in einer schaudernd-abwehrenden Bewegung. Später, als ich in die höheren Studien kam, begnügte ich mich, wenn der Herr Onkel mit der Dose nahte, nicht mehr mit der bloßen Defensive, ich wurde aggressiv und glaubte das schon wagen zu dürfen, zumal, seitdem ich von der altehrwürdigen Universität Padua zurückgekommen war. Das war in illo tempore bei jenen mangelhaften Reiseverbindungen schon ein Sprung: von Vorarlberg nach Padua und zurück über Mantua, Pavia und Mailand und zuletzt durch die Schweiz zurück nach Hause. Mein Onkel selbst hatte es in seiner Studienlaufbahn bloß bis „Ingol-

„stadi“ gebracht. Jetzt also, nachdem ich mit Physik und Metaphysik beschlagen von Italien zurückgekehrt war, konnte er mir wenigstens nicht mehr vorwerfen, „dass es mit mir nicht weit her sei.“ Und wenn ich in den folgenden Jahren als Theologe von Brixen heimsuchte, wagte ich es schon, mehr oder weniger gelungene Witze zu machen über das leidige und unvermeidliche Schnupfen. Schon mochte der Herr Onkel gedacht haben, da hilft alles nichts, — er hielt mir auch keine Dose mehr vor, — und ich mei-nerzeit glaubte, schon alle Versuchungen von dieser Seite glücklich abgeschlagen zu haben, da kam nochmals eine Attacke, die letzte und stärkste von allen. Ich war als neuge-weiter Priester in die Heimat zurückgekehrt und ersuchte nun meinen Herrn Onkel, mir die Primizpredigt zu halten. Er sagte natürlich mit Freuden zu, schob mir aber mit schmunzelndem Gesicht zugleich eine — silberne Dose zu mit den Worten: „Da hast du eine Primizerinnerung von mir!“ Ich griff sofort darnach, öffnete sie auch, nahm jedoch keine Prise, sondern steckte sie, nachdem ich mich bestens, nicht für die Dose oder den Tabak, sondern für das Silber bedankt hatte, ruhig in die Tasche. Die letzte Versuchung, wie ich dachte, war glücklich überwunden! —

2.

Nach meiner Primiz — 12. August 1850 — gab's keine langen Ferien. Schon im September genannten Jahres bekam ich vom Generalvikar in Feldkirch ein Anstellungsde-
llet für Haselstaufen. Es ist dies einer der schönsten Plätze in Vorarlberg, doch der Posten war ein schwieriger. Seit 2 Jahren hatten wegen der Besetzung der Stelle zwei große Parteien miteinander gestritten. Meine Anstellung war nur provisorisch, doch nach 3 Jahren machte ich den Pfarrkonkurs, kom-munierte um die Stelle und wurde einstimmig gewählt. Der Winter 1853 war sehr kalt. Da trat eines Tages der Briefbote zu mir ins Zimmer und bot mir eine Zeitung an, den „Tirolerboten“. Man denke sich doch heute, der „Tirolerboten“ war dazumal die einzige Zeitung von ganz Tirol und Vorarlberg, und hatte nicht einmal darauf abonniert. Wozu auch? War doch nichts anderes darin zu finden, als lauter f. f. Verordnungen, denen ein junger Priester unmöglich Geschmack abgewinnen konnte. Ich war also über die Zusendung des Blattes nicht wenig erstaunt. Als große Neuig-keit stand darin gedruckt: „Am . . . Januar lfd. Jahres brannte in Tirol das Dorf Steinach nie-der. Für die Abgebrannten wird eine Sammlung veranstaltet.“ . . . Ich überlegte mit meiner Schwester, was da zu tun sei und entschloss mich sofort, meine silberne Doce aus dem Versteck hervorzuholen und sie an die Redaktion des „Tirolerboten“ nach Innsbruck zu senden mit folgendem Motto:

„Die Steine müssen es röhren,
Wie Steinach muss erfrieren.
Die obdachlosen Kinder
Im schauerlichen Winter!“

„D'rum lieber keine Doce
Bei Steinachs hartem Rose.
Ich schenke dir nun diese,
Will nie mehr eine Prise!“ —

Die Doce wurde von hoher, ungenannter Hand mit 41 Gulden ausgelöst und dem Geber zurückgesandt unter dem Motto:



Franz Pfanner, Abt von Mariannhill, 1882–1894.

„Die Doce, die du wolltest Steinach geben,
Wollte mir vor Freud' das Herz schier lupfen.
D'rum nimm sie doch zurück; zum langen Leben
Muss ja der Mensch gar manche Prise schnupfen.
Dem bravem Vorarlberger zu Ehren
Lässt sich's der dankbare Tiroler nicht wehren!“ —

Jetzt hatte ich meine Doce wieder; es machte mich fast wild. Ich legte sie auf den Tisch, ging nachdenklich in der Stube auf und ab, um klar zu werden, was jetzt mit der Doce anzufangen sei. Da tritt ein zweiter Bote herein und bringt mir ein Paket. Beim Deffnen finde ich darin — eine Mordsdoce! Sie war wenigstens viermal so groß als die silberne und übertraf sie auch an Wert, denn sie war aus feinstem Schildplatt gemacht. So hatte ich auf einmal zwei Dosen und jede

vollgepropft von Tabak. Die Schildplattdose war vom damaligen Herrn Rentmeister in Bregenz, mit dem ich in meinem ganzen Leben nicht mit einem halben Dutzend Worte verkehrt habe. Dem Pakete lag ein Brieflein bei, worin der Rentmeister schrieb: „Da ich ein guter Staatsbürger bin, so kann ich es nicht über mein Gewissen bringen, daß durch Ihre großmütige Entschuldigung die Staatsrevenüen verkürzt werden. Ich schenke Ihnen daher diese Dose, damit Sie im Tabakkonsum nicht aufhören. Ihr ergebenster N. N.“ Ich habe den guten alten Herrn in Bregenz gekannt; er hatte ein sehr ehrwürdiges greises Haupt; habe auch früher seinen Namen gewußt, jetzt aber — es sind seitdem 55 Jahre dahingegangen — wieder vergessen.

3.

Jetzt hieß es, die Sache schlauer anpacken. Mein Entschluß war bald gefaßt: Ich verpackte die silberne Dose abermals und sandte sie an die nämliche Redaktion nach Innsbruck. Sie sollte neuerdings den armen Steinachern gehören, doch kam sie diesmal ohne Motto und ohne Namen des Versenders. Jetzt hatte ich von dieser Dose wenigstens Ruhe bekommen. Mein Onkel war inzwischen auf eine andere Pfarrei gezogen. Was er über meine Dosenverfassung gedacht hat, habe ich nie erfahren, nur daß eine weißt ich, daß er in seiner letzten Krankheit jede Prise zurückwies, und zwar entschiedener wie ich.

4.

Und die zweite Dose? — Auch sie habe ich glücklich angebracht; das kam so: Einige meiner alten Studiengenossen waren am Gymnasium in Feldkirch als Professoren angestellt worden. Ich wußte, wo diese Herren sich zeitweilig zu einem Glas Bier und einem kurzen Kartenspiel einzufanden und besuchte sie dasselbst einmal. Eines schönen Tages nun nahm ich meine große Dose mit und legte sie zum Ausspielen auf den Tisch. Bald hatte sie einer gewonnen. Vielleicht habe ich den glücklichen Gewinner auch zum Schnupfen verführt, — allein ich wollte von diesen Dosen um jeden Preis frei sein und wußte mir daher nicht anders zu helfen; und mein ganzes Leben lang hat es mich gefreut, daß ich das Schnupfen nicht angefangen und jeder diesbezüglichen Versuchung energisch Widerstand geleistet habe.

Diese Dosengeschichte ist mit all ihren Nebenumständen pure Wahrheit. Ich hatte lange nicht mehr darangedacht, und nun kam mir nach 55 Jahren das Ganze nochmals in die Hände und zwar in Nr. 12 der Warnsdorfer Hausblätter vom 16. Juni 1897. Wer kann nun berechnen, wie vielmals jenes Blatt vom Jahre 1853 mit Füßen getreten, als Auskchrift aus den Häusern geworfen, zum Packen verbraucht, weggeworfen, wieder aufgehoben, in die Tasche gesteckt, vielleicht auch manchem Schnupfer unliebsamer Weise unter die Nase gehalten, beim Versenden einer Kiste zum Ausfüllen einer Lücke verwendet wurde u. s. w., bis es über Jahr und Tag nach Warnsdorf in Nordböhmen wanderte und am 16. Juni 1897 in Form eines neuen Artikels in die Welt zurückkehrte? In der neuen Gestalt lief es sodann über Land und Meer, kam sogar bis nach Südafrika, kugelte hier in mehreren Trappistenstationen herum, wurde von einem Pater aufgegriffen, an einen anderen gesandt, zuletzt von einem Bruder vor meiner Stubentüre gefunden und mir vors Gesicht gehalten mit der Frage, ob ich diese Geschichte kenne, eine Geschichte, die sich mit mir in meinem 28. Lebensjahr

abgespielt hat. Jeder Leser wird sagen müssen: die Geschichte ist so markant, daß man sie nicht leicht vergessen kann; ich selbst erkannte sie nach den ersten paar Zeilen als mein Kind. Auch wunderte ich mich, wie der Redakteur, der berühmte Ambros Spiz, I. P. diese Tirolernachricht, die sich mehrere Jahrzehnte zuvor in einem Lande zugetragen, das mit Nordböhmen gar nichts zu tun hat, aufgegriffen, wieder publiziert und in die Welt geschickt hat. Daran ersehen wir, welch' großen Nutzen die Zeitungen haben. Sie geben nicht zu, daß gewisse gute Gedanken, lehrreiche Sätze, erbauliche Erzählungen u. s. w. der Welt verloren gehen. Da gibt es in den Redaktionsstuben manche fleißige Arbeitsbiene, die aus alten Zeitungen herauslösbare Perlen auffaßt und sie in neuen Zeitungen wieder aufsticht. So hab' auch ich heute dieses Blättchen, das früher die Aufschrift trug: „Die verschollene Dose“, aufs neue aufgetischt und mit meinem Seufzen unter dem Titel „Kampf mit den Dosen“. Abgehend von dem Gedanken, was einmal wahr ist, muß auch in 100 Jahren noch wahr sein. So kam also dieser „Dosenkampf“ ins „Bergische Meinnicht“ und alle meine alten Freunde werden zugestehen, daß meine Wanderungen durch drei Weltteile noch viel häufiger waren als jene des Blättchens mit der „verschollenen Dose.“ Ja wahrsich, bis ich von Haselstanden sieben nach Emaus kam, wo ich nun halb erblindet am Tische und diesen Dosenkampf diktierte, ist es mir beidamähnlich ergangen wie den Warnsdorfer Hausblättern — Nachtrag. Auch als Trappist war ich noch nicht ganz umbelästigt wegen des Schnupfens. Eine bedeutende Persönlichkeit mutete mir zu, ich solle in Kirch auch das Schnupfen anfangen. Dieser Mann hielt es hierzulande des Klimas wegen für notwendig; er wußte, daß die Trappisten nicht schnupfen und darum meinte er, es sei für mich, den Obern, notwendig, hierin mit dem guten Beispiel voranzugehen, damit die Untergebenen mir schön nachfolgen könnten. Ich antwortete ihm: „Mein Gesicht ist schon an sich häßlich genug, ohne Schnupfen; für einen aber mit schönem Gesicht, wäre es doch unverzeihlich, wenn er es ganz zuvorderst mit einer Tauchgrube verunstalten wollt.“ Unbedingt für Sünde halte ich das Schnupfen gerade nicht, doch bei einem Ordensmann fürchte ich immerhin, es gebe für ihn deswegen dereinst bei der „großen Zollbank“ einen kürzeren oder längeren Aufenthalt.

Besuch bei einem Käffern-Thief.

Von Schw. Corona.

M a r i s - S t e l l a . — Obschon unser Mari-Sella (Meeresstern) die jüngste unter den Mariannhiller Missionssationen ist, so zählt sie doch schon mehrere Katholikenstellen, woselbst unser Hochw. P. Missionär jede Woche an genau fixirten Tagen christlichen Unterricht erteilt. Nur allzugegerne würde er bei diesem Anlaß auch die hl. Messe dort lesen, doch leider fehlen hierfür alle, auch die gewöhnlichsten Vorbedingungen. Da gibt's weder Kapelle noch Altar, ja nicht einmal ein anständiges Wohnhaus, das im Notalle hiezu benutzt werden könnte. Nur eine Außenstelle, vom Volke umzubi genannt, macht hierin eine rühmliche Ausnahme. Es wohnt nämlich dasselbst der Chieß, also ein Mann von Stellung, und solche Leute haben in der Regel auch eine bessere Wohnung. Seine Frau ist bereits katho-

Kaffrische Schmuckgegenstände.

1. Ilongwane, aus einer kleinen Kürbisart gemachte gewöhnliche Schnupfdosen für Männer und Weiber.
2. Mit Messingdraht eingelegte bessere Schnupfdozen, von Mätern, Doktoren und angesehenen Männern benutzt.
3. Schnupfdoze eines Häuptlings, reich mit Messingdrahtfiguren eingelegt.
4. Ilongwane, etwas größere Dosen aus Kürbissen gemacht und mit Perlen bestickt. Zum Aufbewahren von Öl, welches zum Einreiben des Körpers der Mädchen dient.
5. Dosen, desgl. gemacht wie Nr. 4. Zum Aufbewahren von Amaka (rote Farbe) nebst geriebenem, wohlriechendem Umlomboli-Holz zum Färben und Einreiben des Körpers der Burschen und Mädchen, wenn sie einander besuchen oder zur Hochzeit gehen.
6. Mit Perlen bestickte Schnupfdozen für Burschen und Mädchen.
7. Eine Sorte von Schnupfdozen aus dickem Ried (umhlanga) mit Perlen umstückt; werden von Burschen und Mädchen um den Hals gehängt.
8. Umgezo, womlomboli, Halsband aus Perlen und Stäbchen von wohlriechendem Umlomboli-Holz, getragen von verheirateten Männern und Weibern.
9. Ummaka, steifes, breites Perlhalbsband, nur von Burschen und Mädchen getragen.
10. Umpayazo oder Impanga, ein Schmuck, der am Hinterkopf befestigt wird. Die kleinen Formen mit den Nüssen können auch über den Augenlidern getragen werden. Burschen und Mädchen tragen den Schmuck.
11. Isikwama, Perläschchen, von Mädchen und Burschen am Halse getragen. Als Schmuck und zur Aufbewahrung kleinerer Gegenstände dienend.
12. Isigegoo, Chering, nur von verheirateten Männern getragen. Die Erlaubnis wird vom Häuptling gegen Zahlung eines Ochsen erteilt.
13. Umqelo, auch Umnqwazi genannt, schmales oder breites Perlband, das nur von Bräuten und verheirateten Weibern bis zur Geburt des ersten Kindes getragen wird. Es wird über die Stirn am Hinterkopf zusammengebunden.
14. Umgezo, Halsband aus Schneckenhäuschen geflochten; wird von kleinen Mädchen und alten Weibern getragen.
15. Umgezo wendowewata, Halsband aus Perlen und Wurzelknollen, welch letztere als Mittel gegen Husten genommen werden. Dieses Halsband wird von alten Weibern getragen.
16. Ujobe, ein Schmuck aus Perlen und Pflanzenquasten, der von Burschen und Mädchen am Hinterkopf wie ein Zopf befestigt wird.
17. Inqinyana oder Amajombolo. Zwei Ohrgehänge, die mit einer doppelten Perlchnur, welche unter dem Kinn hängt, verbunden sind. Werden von Burschen und Mädchen getragen.
18. Verschiedene Arten von Amajombolo, Ohrgehänge, von Burschen und Mädchen getragen.
19. Indweba, ein Stöckchen aus starkem Schilfrohr, dient zuweilen Burschen und Mädchen als Schmuck in den Ohrläppchen.
20. Isiqaza, Ohrläppchenpropfen aus Knochen, wird nur von verheirateten Männern getragen.
21. Umqelo wenziwa, eine vom Kopf herab über das Gesicht hängende doppelte, gedrehte Perlchnur, nur von Burschen getragen.
22. Umgezo womakoti, ein Perlhalbsband für Bräute.
23. Isigecizo, Perlchnur in den verschiedensten Farben; wird von Burschen und Mädchen in dicken Knäueln als Schmuck um Hand- oder Augenlidern gewickelt.



lich und einer seiner Knaben weist in unserer Missionsschule; er selbst jedoch konnte sich bis zur Stunde nicht entschließen, offen und frei den christlichen Glauben zu bekennen, doch legt er seinem, der sich uns anschließen will, ein Hindernis in den Weg, im Gegenteil stellte er schon wiederholt an P. Rektor die Bitte, in seiner Vocation öffentlichen Gottesdienst zu halten und eine Ta-

geschule daselbst zu errichten. Rev. P. Beda, der erst seit kurzer Zeit als Rektor und Missionär hier weilte, versprach dem Chief, obwohl sein Kraal volle drei Stunden von Mari St. Stella entfernt liegt, ihn bald mit all seinen Schulkindern besuchen zu wollen und bei dieser Gelegenheit die hl. Messe in seiner Wohnung zu lesen. Zum genannten Ausflug ward ein schöner,

joniiger Frühlingstag bestimmt, und auch die Schreiberin dieser Zeilen durfte samt der Lehrerin mitgehn. Die Schwarzen halten bekanntlich viel auf äusseren Pomp, und so sollte ganz Maris-Stella zusammenhelfen, die geplante Feier möglichst schön und eindrucksvoll zu gestalten. Schon um 6 Uhr morgens brachen wir auf. Die Knaben eröffneten den Zug, ihnen folgte P. Rektor mit seinen schwarzen Katecheten, dann kamen die Mädchen, die verschiedene Pakete und Kästchen auf den schwarzen Wollköpfen trugen; denn alles zur Feier der hl. Geheimnisse Rötige: Altarstein, Messbuch, Paramente usw. musste mitgenommen werden. Wir zwei Schwestern schlossen den Zug, teils um ungestörter unsere Pflichtgebete verrichten zu können, teils um dem munteren Volklein gegenüber die guten Hirten machen zu können; denn keines der teuren Schäflein durfte uns heute verloren gehen. P. Rektor hatte uns zwar ein Pferd angeboten, allein wir ließen es ruhig im Stalle stehen und zogen es aus vielen Gründen vor, den Weg mit unseren 16 Kindern per pedes Apostolorum zu machen. Wie staunten die umwohnenden Käffern, als sie unsere Kinder so wohl geordnet und doch so munter und fröhlich daherkommen sahen! Da gab es viele Fragen nach dem „Woher und Wohin“, und mancher der Zuschauer schloß sich, von Neugierde getrieben, dem Zuge an. Nicht am wenigsten staunten sie über die vielen schönen Lieder, welche die Kinder zu singen wußten. Gegen 1/2 10 Uhr vormittags sahen wir uns am Ziele. Der Chef, der sich durch den seltenen Besuch nicht wenig geehrt fühlte, empfing, mit einem mächtigen Sonnenhut in der Hand, den Hochw. P. Missionär im Hof und führte ihn unter vielen respektvollen Verbeugungen in sein Haus, wo man gerade die letzten Vorbereitungen zu unserem Empfang und speziell zur Feier des hl. Messopfers traf.

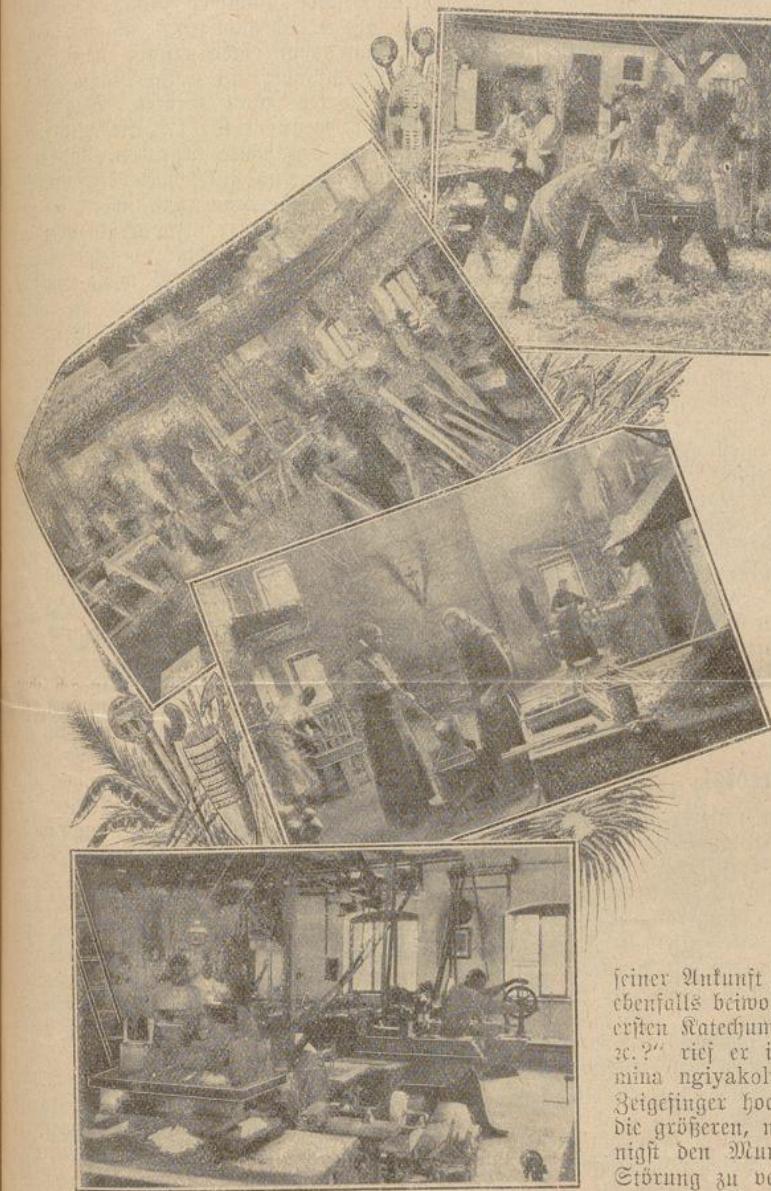
Die guten Leute hatten in der Tat alles aufgeboten, unsere Wünsche und Bedürfnisse vollauf zu befriedigen: Ein mit einem zerrissenen Bettluch bedeckter Tisch diente als Altar; die schwarze Wand zierten zwei mit langen Drahtnägeln notdürftig befestigte Tapetenstreifen, zwischen Tisch und Wand waren einige Blumen und Ziersträucher eingeklemmt und auf dem Boden lag in malerischem Kunterbunt, was man nur immer an Matten und Wolldecken im ganzen Haus hatte aufstreichen können. Die ältesten und zerrissensten waren zur Bewunderung aller gerade in der Mitte ausgelegt. Wir in unserm Kapellchen zu Maris-Stella sind gewiß auch arm, namentlich lassen unsere alten, aus lauter kleinen Tuchresten zusammengestückelten Teppiche an Armut nichts zu wünschen übrig, doch im Vergleich zu diesen waren sie noch nobel. Um Stühle zu kaufen hatte der gute Chef ganz Uムzumbi abgelaufen, und da ihm sein Plan nicht glückte, hatte er selber einige Sizé aus Stein in Kunstgerecht aufgesetzt. Nun trafen wir uns seitens die nötigen Vorbereitungen: Altartücher und Paramente wurden entfaltet und ausgelegt, Kerzen aufgestellt, über einem mitgebrachten tabernakelähnlichen Kästchen wurde ein Kreuzifix aufgestellt und zuletzt ward ein Handglöcklein aus Leibeskräften geläutet, um nah und fern zur schönen Feier einzuladen. Da jedoch noch immer neuer Zuwachs an frommen oder wenigstens neugierigen Kirchenbesuchern zu erwarten war — denn begreiflicherweise fanden sich heute viele ein, die in ihrem ganzen Leben noch keinen katholischen Gottesdienst gesehen hatten — schien es

ratsam, mit dem Beginn der hl. Messe noch etwas zu warten. In der Zwischenzeit legten einige Rebkehrte beim P. Missionär ihre Beichte ab, denn sie wollten die günstige Gelegenheit benützen und bei der ersten hl. Messe, die in nächster Nähe ihres Heims gelesen wurde, zur hl. Kommunion gehen. Wenn sie nach Maris-Stella gehen müssten, hatten sie es für wahr nicht so bequem. Gar reges Leben herrschte unter unseren Kindern. Mehrere hatten dort ihre Heimat, und da gab es nun zwischen ihnen und den Angehörigen ein Begrüßen, Fragen und Erzählendes Ende. Die gröberen Mädchen gingen der Frau des Chefs zur Hand, die es sich nicht nehmen ließ, für die Kinder aus Bohnen und gestoßenem Mais ein Festessen zu bereiten. Einen unserer Jungen sandten wir mit drei kleineren, nur mit einem Hemdchen bekleideten Knaben in einem verborgenen Winkel. Auf die Frage, was er hier mache, sagte er: „Läßt mich es sind das meine Brüderchen, die auch gern zur Schule gehen möchten, und da habe ich ihnen gar vieles zu sagen.“ Es war nun wirklich hochinteressant, zu sehen, wie der Junge mit der Lebhaftigkeit und dem Nachdruck eines Predigers zu seinen jüngeren, noch heidnischen Geschwistern vom christlichen Glauben sprach, von Unkulunkulu, dem Großen-Großen, der alles erschaffen hat, von Maria, der gemeinsamen Himmelsmutter, vom hl. Schutzengel, der immer bei mir ist und Gott alles meldet, was die Menschen auf Erden tun, vom wunderschönen Himmel, der schrecklichen Hölle und der endlosen Ewigkeit . . . Die Kleinen aber waren ganz Aug' und Ohr und rückten zeitweilig an ihren kurzen Hemdchen zupsend, dem sie belehrenden Bruder immer näher, damit ihnen ja kein Wort entgehe. Die Schlussworte sprach ihnen dieser bloß noch flüsternd ins Ohr; es waren diese kluge Worte und Ratschläge, wie sie heimlich den heidnischen Kraal verlassen und nach Maris-Stella in die große, schöne Missionsschule fliehen sollten . . .

Die hl. Messe soll bald beginnen, doch wer wird heute ministrieren dürfen? Eine wichtige Frage! Zu Anfangs war das für unsere Schuljungen gar schwer; ministrirt hätten sie alle gern, aber das schwierige Latein mit den vielen, für eine Kaiserzunge so schwer auszusprechenden Wörtern! (An jedem „r“ bleiben sie anfangs hängen, oder sprechen dafür ein „l“.) Das Schrecklichste von allem war natürlich das „Confiteor“. Später sagten sie, im Kopfe hätten sie es jetzt gut, aber es wollte ihnen noch nicht recht von der Zunge. Gegenwärtig lassen ihre diesbezüglichen Leistungen rein nichts mehr zu wünschen übrig. Ihr Fleiß verdient aber auch alles Lob, selbst bei der Arbeit über sie sich darin, und einer möchte es dem andern an Deutlichkeit zuvortun. Auch mehrere unserer kleinen Knaben, die nur mit Müh' zum Altar emporreiten, haben ihr Latein schon inne, möchten deshalb aber auch gerne ministrieren. Als ich sie jüngst mit der Befürchtung neckte, daß ihnen dann Bruder Schafner helfen und das Messbuch von einer Seite nach der andern tragen müsse, entgegnete der kleine Karl mit Eifer: „Damit werden wir schon selber fertig! Ich trage das Buch und Joseph das Brett (Mehzpult); die Meistännchen können wir schon herreichen, und einschulen können wir auch, wenn der Baba den Kelch etwas weit herunter hält.“ Nun fehlte also zur hl. Messe nichts mehr: Altar, Paramente, der Priester, die Ministranten, alles war da, und obendrein —

was uns in diesem Augenblick das Liebste war — eine Menge Kirchenbesucher. Einer der letzteren, ein noch junger Mann, war durch einen Unglücksfall so schlimm zugerichtet, daß er weder gehen noch stehen konnte. Seine Kameraden aber hatten ihn auf einem Schiebarren über Berg und Tal schweißtriefend hier-

allerdings, daß er auf dem Heimweg die Kleinsten abweichend zu sich aufs Pferd nehmen wollte; mir aber war nun auf einmal klar, weshalb er trotz des weiten Weges alle Kinder, auch die jüngsten, hatte mitgehen lassen. Nach dem Gottesdienst eilte alles ins Freie an die frische Luft, denn es war ein unge-



Schreinerei,
Dreherei,
Wagnerei,
Büttnerrei,
Schmiede und
Schlosserei
von
Mariannhill.

wöhnlich heißer und schwüler Tag. Es folgte das Mittagsmahl, das sich alle, auch ohne Löffel und Gabel, trefflich munden ließen. Einmal später war christlicher Unterricht und gemeinsame Rosenkranzandacht. Der Chief, wie oben bemerkt, noch ein Heide, stellte zu unserer Verwunderung die Bitte, seine zwei Kinder zu taufen. Das jüngste war frank und wurde deshalb vom P. Rektor getauft, beim größeren aber erklärte er, er wolle warten, bis es hineinnehmend unterrichtet sei, womit sich auch der Chief zufrieden gab. Sein ältester Knabe ist, wie gesagt, in unserer Schule. Er macht sich recht gut und ist überhaupt ein ungemein geweckter, für seinen hl. Glauben ganz geisterter Junge. Am Tage

seiner Ankunft war gerade feierliche Taufe, der er ebenfalls beiwohnte. Als nun der Priester an den ersten Katechumen die Frage stellte: „Glaubst du zu?“ rief er ihm aus der Ferne zu: „Mina, mina ngiyakolwa, ich, ich glaube!“ Hand und Zeigefinger hoch in die Höhe hebend, sodaß ihm die größeren, neben ihm knieenden Kinder schleunigst den Mund zuhalten mußten, um weitere Störung zu vermeiden. Wirklich stolz darauf ist er, daß seine Mutter schon Christin ist; vom Vater, dem Chief spricht er nicht gern; nur kleinlaut und ganz beschämt gesteht er auf diesbezügliche Fragen ein: „Er ist ein Heide, denn er ist noch nicht getauft.“ Als wir uns ziemlich früh wieder zum Aufbruch rüsteten, sollte uns noch eine angenehme Überraschung zuteil werden. Ein Heidinnenmädchen, das im reichsten Perlenschmuck zum Gottesdienst gekommen, war durch all das, was sie hier gesehen und gehört, plötzlich wie umgewandelt. Schon bei der hl. Messe und der Predigt hatte die Gnade ihr Herz berührt, und als sie sich in der freien Zeit

her gebracht. Es lag darin eine Liebe und ein Opfermut, den ich nicht genug bewundern konnte. Während des Gottesdienstes beteten unsere Schulkinder die in unserer ganzen Mission eingeführten Messgebete und sangen dazwischen religiöse Lieder. Bei der Predigt nahm P. Rektor Anlaß, alle Anwesenden zum fleißigen Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes in Marien-Zella zu ermahnen. Wohl sei der Weg weit, allein sie möchten ein Beispiel an diesen kleinen Schulkindern nehmen, welche heute auch den weiten Weg hin und zurück zu Fuß machen müßten. Dabei verschwieg er

unsern Kindern zugefellt, war ihr Entschluß vollends reif. Sie eilte in den nahen heimatischen Kraal zurück, legte all ihren heidnischen Schmuck ab und eilte uns, die wir inzwischen aufgebrochen waren, mit der Bitte nach, ebenfalls unsere Missionsschule besuchen zu dürfen, was ihr natürlich gern gewährt wurde. Bald folgte ein zweites Kind, anfangs zögernd und schüchtern; doch ein freundlicher Wink und ein paar ermunternde Worte brachten sie schnell näher, dann ging sie mit, so zutraulich und mutter, als wäre sie immer bei uns gewesen.

Gegen 5 Uhr abends langten wir wieder in unterm tranten Maris-Stella an. Von unserer kleinen Herde hatten wir nicht nur kein Schäflein verloren, sondern noch zwei neue dazu gewonnen! Dies ließ uns die Beschwörungen des weiten Weges leicht vergessen! Ein Gedanke aber drängt sich mir seit jener Zeit immer wieder auf: Welche Erleichterung wäre es für unsern seleneisigen Missionär, wenn er an diesen Katechismustellen, die fast alle ein paar Stunden von Maris-Stella entfernt sind, ein kleines Häuschen hätte und wäre es nur eine erbärmliche Blechhütte, wo er Katechese halten, die hl. Messe lesen und die hl. Sakramente spenden könnte. Es wäre dies um so notwendiger, da in der Nähe verschiedene protestantische Sekten sind, die alles aufzubieten, das unwohnende Volk an sich zu ziehen. Wir erlauben uns daher, nochmals an den vielprobten Wohltätigkeitsjamm unserer Wohltäter zu appellieren. Des Gebeies unserer schwarzen Neubefahrten, sowie eines ganz besonderen Gottessegens dürfen die edlen Spender stets versichert sein; denn wenn irgendwo auf Erden, so gilt hier das tröstliche Wort des Herren: „Was ihr einem der Geringsten von meinen Mitbrüdern getan, das habt ihr mir getan!“ Matth. 25, 40.

Eine originelle Predigt.

Rev. P. Alois Majonga, einer unserer schwarzen Priester, hielt eins aus unserer Missionstation Lourdes, woselbst er über zwei Jahr als Hilfspriester tätig war, eine kaffrische Predigt. Er sprach dabei von der Freiheit des Menschen, der sein Herz aus Freiheit hängt und darüber die Ewigkeit und die Sorge für sein Seelenheil vergibt. Um nun seinen schwarzen Zuhörern die Sache möglichst anschaulich zu machen, führte er sein Thema folgendermaßen aus:

„Denkt dir, mein Christ, du kommst zur Torm eines weißen Mannes. Wie staunest du über den Reichtum, die Schönheit und Fülle, welche dir hier entgegenlacht! So weit dein Auge nur sieht, reicht sich ein wohlbebautes Ackerfeld ans andere. Hier steht der schönste Mais, da Amabéle, dort Kürbis, Bohnen, Kartoffeln usw. Zwischen den Fencen, mitten im saftigen Gras, weidet sein Vieh: Pferde, Ochsen, Kühe, Ziegen und Schafe, so viel, daß du sie kaum alle zählen kannst. Rings um sein Haus ist ein großer Garten; da stehen rechts und links in langen Reihen große, schwätige Bäume, auch Obstbäume und Blumen von allen Arten und Farben. Das Wohnhaus selbst ist hoch und breit, gar sauber und rein. Wie glänzen und funkeln die vielen großen Fenster im Sonnenchein! Und erst das Innere! Da liegen Teppiche und Matten am Boden, daß du dir gar nicht getrauest, darauf zu treten, und da stehen Tische und Stühle, Betten und Schränke und hundert andere Sachen, die du in deinem Leben noch

nie gesehen und von denen du weder weißt, wie sie heißen, noch wozu sie dienen. Und die Kleidung des Umlands (Weißen) mit seiner Missis und seinen Kinder, wie zierlich, kostbar und schön! Desgleichen ihr Tisch! Was gibt es in solchem Haus zu essen und zu trinken! Beim bloßen Gedanken daran läuft dir das Wasser im Munde zusammen. Und erst sein Geld — Nun, das läßt er dich nicht sehen; ich aber kann dir versichern, er hat davon einen ganzen eisernen Kasen voll. Nun denke dir aber, der weiße Mann habe seine Religion oder er lebe nicht darnach. Was geschieht mit seiner Seele, wenn er stirbt? Sie wird wie der reiche Präpper in der Hölle begraben, und er, der früher alles in Hülle und Fülle hatte, leidet nur endgültigen Durst in Feuersqual und schreit verzweckt nach einem Tröpflein Wasser. Immerhin aber bleibt es wahr, einmal, d. h. so lange er lebte, war der Weiße doch glücklich und reich. Er weiß wenigstens weshalb er in die Hölle kam: weil er die irdischen Güter den ewigen vorgezogen. Was soll ich aber vor dir sagen, mein lieber Landsmann, wenn auch du in die Hölle kommst? Hastest du nicht schon ein halbes Hölle auf dieser Welt, Not und Elend und Armut von alien Seiten? Wenn ich einmal komme, dich heimzuholen in deinem Kraal, wo sind da die großwohlbestellten Felder, wo die schönen Wiesen und Gärten? Ich sehe nichts als eine rauh-schwarze Hütte zwischen Dornengestrüpp, Steinblöcke und wildem Gras. Und worin besteht die innere Einrichtung? In einigen schmutzigen Decken, ein paar schwarzen, irdenen Töpfen und sonstigem Gerümpel. Ich frage dich nach deinen Herden, deinem Bettum an Vieh, und du antwortest mir: „Die Rinderpest hat mir alles geraubt, ich habe nichts mehr als ein paar Ziegen.“ Wo schlafst du: „Auf dem nassen Boden, eine alte Decke ist mein Bett, und ein Holzpflock dient mir als Kopfkissen.“ Und wo ist dein Geld? „Ah Geld“, entgegennimmst du mir, „wo soll ich armer Mann bares Geld hernehmen? Wenn ich nur wenigstens keine Schulden hätte, so aber muß ich beim weißen Mann schwere Arbeit tun, um meine Gläubiger zu befriedigen.“

Ja, du bist wirklich ein armer Mann und ich bemitleide dich sehr. Doch tröste dich, dieses Leben dauert nur kurze Zeit und dann kommt die schöne, die endlose Ewigkeit in lauter Glück und Freuden im Himmel oben.

Wie, ist's aber auch sicher und gewiß? Wie, mein Bruder, wenn du, obwohl ein Christ, lebst wie ein Heide, oder gar noch schlimmer als jener? Wenn du dein Herz aus Freiheit hängst, Sünde tuft und deinen bösen Lusten frönest? . . . Sag' mir, für was hältst du den Himmel, der deiner als Erbe wartete, deingesgeben? Kein für nichts! Auf Erden warest du schon ein armer, vielgeplagter Mann, und nun sollst du im andern Leben auch noch in die Hölle kommen? So ungefähr sprach der schwarze Prediger zu seinen Landsleuten und wir haben diesen Passus aus seiner Rede hierher gesetzt, da wir glauben, daß auch manche Weiße eine heilsame Lehre daraus ziehen könne.

Aus den Ferien.

Von Schw. Junipero.

Mariazzell. — „Wakanz, Ferien“, wodurch Erinnerungen sind doch an die beiden Worte geknüpft! Selbst in späteren Jahren üben sie noch auf

herz und Gemüt ihren wunder samen Reiz, und so mag man es auch einer armen Missionsschwester nicht ablehnen, daß sie sich ihrer Ferien freut; mußte sie doch das ganze Jahr hindurch mit den schwarzen Kindern in engen Räumen sitzen und die üble Schule einatmen, jetzt, während der glücklichen Ferien aber soll sie sich wieder in Gottes freier Natur bewegen und kräftigende Lungenbäder nehmen können so recht nach Herzenlust! Meine letzten Weihnachtsferien verbrachte ich in Mariazell, und da sich während dieser Tage auch sonst man-

ches zutrug, was für unsere gebräten Ferien von Interesse sein könnte, will ich es hier in Kürze mitteilen: ungefähr $1\frac{1}{2}$ Reitstunden von hier entfernt liegt ein Dorf, dessen Bewohner fast alle noch Heiden sind. Leider zeigten sie bisher nur wenig Interesse für die christliche Religion, und es war eine seltene Ausnahme, als sie vor etwa drei Jahren unsern P. Missionar rufen ließen, um vielleicht einen alten Mann zu tauften. Nun befindet sich aber dort ein junges Mädchen, das mit einem bösen Ausleidern behaftet ist — Nase, Lippen und das eine Auge sind ihr schon ganz weggefressen — und das insgesamt meist verborgen in ihrer Hütte sitzt. Wie war es nun dem armen Kind, als sie hörte, es sei ein katholischer Priester — einer von den Römern, wie sie sagen — da gewesen. Ach, wie gerne hätte sie mit ihm gesprochen und ihm ihren Herzversuchungskundgang, ebenfalls katholisch zu werden, denn an der Religion ihrer Mutter, einer Calvinistin, konnte sie keine Freude haben. Auch später bat sie noch oft, einen jüngeren Priester zu rufen, umsonst. Nun hatte sie aber eine ältere Schwester, die in der Nähe unserer Missionsschule Maria-Linden verheiratet ist und dasselbe katholisch geworden war. Durch sie erfuhren andere Missionäre von dem armen kleinen Mädchen; angezündet sie dasselbe auf und begannen sofort, es im katholischen Glauben zu unterrichten. Ihr Fleiß und sonstiges Verhalten ließen nichts zu wünschen übrig, und da sie, wie gesagt, sehr leidend ist, sollte sie schon nach einem halben Jahr getauft werden. Hochw. P. Rector hatte den Stephanstag für die hl. Taufe an-

gesetzt, auch sollte am gleichen Tag in Oalabeng, das unsere Lejer bereits kennen, ein Notaltärchen aufgestellt werden, damit man am folgenden Sonntag die erste hl. Messe dort lesen könnte. Zur Erhöhung der seltenen Doppelfeier mußten auch die beiden Hilfspriester, Rev. P. Canisius und P. Andreas Ngidi (Bulu), unsern P. Rector begleiten, desgleichen 10 Missionsschwestern, unter welchen sich auch Schreiberin dieser Zeilen befand. Der größeren Bequemlichkeit wegen — wir hatten für das Altärchen re. verschiedene Sachen

Protestantische Kathedrale.



Ansichten von Sansibar.

mitzunehmen — wurde uns ein Ochsenwagen zur Verfügung gestellt. Früh 7 Uhr brachen wir auf, und gegen 10 Uhr waren wir am Ziel; es war ein schöner, aber heißer Sommertag. Die Hochw. Patres hatten bei unserer Ankunft schon alles für die Taufe vorbereitet. Das Mädchen nahm unter einem schattigen Bürzichaume auf einer hübschen Matte Platz; alle übrigen traten im Kreise herum und eines unserer Marienhausmädchen machte die Patin. Vor Beginn der hl. Handlung richtete P. Rector einige herzliche Worte an das zu taufende Mädchen, am Schluss legten ihr die Schwestern ein aus lebendigen Blumen geflochtenes Kränzlein auf, und unsere Kinder sangen ein schönes

Weihnachtslied. O wie überglücklich war nun das gute Kind, das nach beendetem Feier von uns Schwestern wieder in die Hütte zurückgebracht wurde! Alle Anwesenden brachten ihr abwechselnd ihre Glückwünsche dar, und von den Kindern wurde noch manch schönes Lied gesungen. Nach einem kleinen Imbiss, den wir oben auf dem Hügel, wo wir unser Fuhrwerk gelassen hatten, einnahmen, ging es weiter nach Dalabeng. Wir hatten noch etwa eine Stunde zu fahren, dann hieß es absteigen und einen hohen, steilen Berg hinaufklettern. Eine armselige Hütte, die wir oben fanden, dient gegenwärtig als Kapelle und Schule. Kürzlich hatte ein heftiger Sturmwind das Dach mitgenommen, doch wurde der Schaden rasch wieder gut gemacht. Uebrigens sahen wir in der Nähe bereits die Fundamente eines neuen Häuschen, das in Zukunft für Schule und Gottesdienst dienen soll. Für heute stellten wir noch in der alten Kapelle den Notaltar auf und schmückten ihn, soweit es die Verhältnisse eben erlaubten. Ein zweiter Ausflug war für den Neujahrsitag geplant. Am genannten Tag sollte im Kueqane, einer zweiten Außenstation, der Grundstein zu einer neuen Kapelle gelegt werden. Wie schon oft bemerkt, bemüht der Schwarze die Bedeutung einer Sache nach der kleineren oder größeren Feierlichkeit, die dabei entfaltet wird. Darum sollte nach dem Wunsche des P. Rektors auch diesmal eine größere Zahl Schwestern mitgehen. Kueqane ist auf dem Fahrweg noch etwas weiter von Mariazell entfernt, als Dalabeng. Auch hier dient eine einfache Hütte als Kapelle und Schule, doch halten sie die dortigen Christen ziemlich rein. Gegen 1/2 11 Uhr vormittags, als die Leute zusammengekommen waren, — ich schätzte die anwesenden Christen und Katholiken auf über 200 — las Hochw. P. Andreas, unser junger, schwarzer Priester, die hl. Messe. Auch Hochw. P. Maurus, der früher ebenfalls in Mariazell stationiert gewesen war und schon wiederholt in Kueqane christlichen Unterricht erteilt und hl. Messe gelesen hatte, war noch vor Beginn der Feier von Maria-Linden, wo er gegenwärtig als Rektor und Missionär weilt, eingetroffen. So waren also im Ganzen vier Priester zugegen, was natürlich die Freude und Feststimmung wesentlich erhöhte, denn die Schwarzen halten es jederzeit für eine große Ehre und Auszeichnung, wenn zu einer Feier auch ein Priester erscheint. Nach der hl. Messe ging es prozessionsweise unter dem Absingen einiger Lieder dem neuen Bauplatz zu. Hochw. P. Kotter, unser derzeitiger Rektor und Missionär, nahm unter Assistenz der Hochw. Patres Maurus und Canisius nach einer kurzen Ansprache an das versammelte Volk die Benediktion des Grundsteines vor. Es waren Leute von allen Himmelsrichtungen herbeigekommen, und die schöne, sumreiche Zeremonie machte augenscheinlich auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck. — Inzwischen war es Mittag geworden und sollten nun auch die leiblichen Bedürfnisse befriedigt werden. Unsere Christen und Katholiken hatten Lithing, das Nationalgetränk, der Bafutos, für das Mokete (Fest) hergerichtet, und auch an Essen wurde so viel zusammengetragen, daß es für alle reichte. Besonders lustig zeigte sich die liebe Schuljugend; es wurde gesungen und gespielt bis gegen 1/2 3 Uhr, was es dann Zeit war, den Heimweg anzutreten. Gest schon freue ich mich auf die Kirchweih, die etwa in Jahresfrist stattfinden dürfte. Darüber dann, so Gott will, in einem eigenen Artikelchen.

Wir möchten da bleiben.

Von Schw. Damiana.

Himmeberg. — Anna und Karolina, zwei Mädchen im Alter von 5—6 Jahren, kamen jeden Sonntag hierher zum Gottesdienst. Die Mädchen waren seinerzeit in Todesgefahr getauft worden, die Eltern aber waren noch heidnisch. Eines Sonntags nun, — die meisten Kirchenbesucher hatten sich schon nach allen Himmelsrichtungen hin zerstreut, — standen die beiden Kleinen noch immer da und schauten gar sehnsüchtig zur Kirchentür herein. Ich kümmerte mich anfangs wenig um sie, allein da sie zuletzt leise und schüchtern zu sprechen begannen, fragte ich sie, was sie denn hier wollten. „Wir möchten dableiben“, riefen sie nun wie aus einem Munde. „Wir wollen nicht mehr heim!“ „Wollt ihr hier in die Schule gehen und fleißig lernen?“ „Ja, das wollen wir; aber die Eltern wollen uns nicht gehen lassen, sonst wären wir schon längst hier. Heute aber möchten wir dableiben!“ Die Kinder redeten noch, da kam schon die heidnische Mutter daher und trieb sie fort in den heimatlichen Kraal, der etwa zwei Stunden von der Station entfernt ist. Doch die kleine Anna hatte sich den Weg gar gut gemerkt. Eines Tages — es war eben ein recht kaltes, rauhes Wetter, und ihre Angehörigen saßen in der Hütte beim wärmenden Feuer beisammen — schlüpften sie heimlich aus dem Kraal und elte, so schnell sie nur, die kleinen Füße trugen, fort zur Missionsstation. Atemlos und zitternd vor Frost kam sie hier an. Natürlich wurde sie von den anderen Kindern mit lautem Jubel empfangen; auch P. Rektor nahm sie freundlich auf. Doch, was werden die erzürnten Eltern sagen? — Uebrigens zählen solche Fälle bei uns zum Alltäglichen. In der Regel trägt nach längerem oder fürzerem Kampf die Gnade Gottes den Sieg davon, und schon oft verdienten solche standhafte Kinder auch ihren heidnischen Eltern die Gnade der Befreiung. Gebe Gott, daß dies auch bei unserer kleinen Anna der Fall sei!

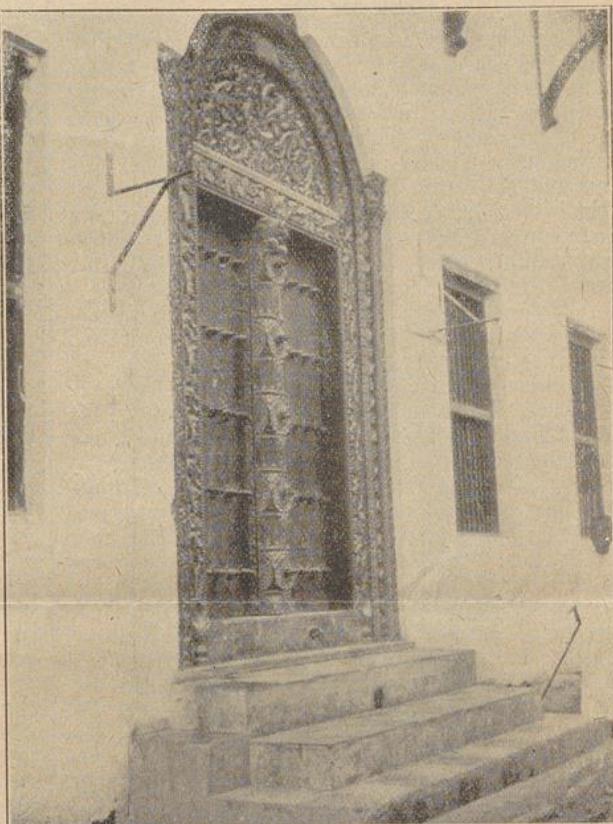
Gleischgier der Kaffern.

Von Br. Maximilian, O. C. B.

Mariathal. — Zur Zeit der Maisernte kommen die Schulkinder Mariathals alljährlich auf ein paar Wochen nach dem eine gute Wegstunde entfernten St. Isidor, um auf der dortigen Farm bei den Feldarbeiten behilflich zu sein. So war es auch im Juni v. J., und ich hatte bei diesem Anlaß mannigfache Gelegenheit, das muntere Völkchen näher kennen zu lernen. Wenn sie mittags und Abends in der die Aussicht führenden Schwester singend und lärmend vom Felde kamen, brachten sie meistens eine reiche Jagdbeute mit. Es waren das große, wohl genährte Feldmause, deren sie zuweilen einen ganzen Eimer voll daherschleppten. Das war ein Schatz, den sie aber auch vollauf zu würdigen wußten. Nur bedurfte er noch der näheren Zubereitung. Der Eifer und die Eintracht, womit jeder am großen Werk teilnahm, ließen wahrlich nichts zu wünschen übrig. Im offenen Schuppen neben der Mühle wurde aus schnell zusammengefasstem Reisig ein Feuerchen gemacht; die einen holten Holz und Wasser herbei; andere alte Blechstücke, ein dritter und vierter bettelte beim Bruder Koch um etwas Salz und die allereifrigsten begannen mit ihren Messern oder in deren Ermangelung

lang mit den bloßen Fingernägeln den niedlichen Tieren den Bauch aufzuschlitzen und die Eingeweide herauszunehmen. Dann wurden sie ihnen tüchtig eingesalzen und zuletzt gebraten. Letzteres war immer ein großer, hochfeierlicher Alt und erquickte Herz und Geist schon durch das bloße „Ar o m a“, das sich ringsum zu verbreiten begann. Ich flüchtete mich jedesmal in die Mühle und schloß Türe und Fenster zu, sobald es angingen, die großen fetten Mäuse mit Haut und Haar auf die Blechscherben zu legen und der Feuersglut auszusehen. Rechte Meister verstanden sich auch darauf, sie anzustechen und dann künstgerecht den „Bratspieß“ zu drehen. Das erste mal bewog mich die Neugierde, den Spektakel mit anzusehen. Da begann nun ein Sieden und Kochen, ein Knattern und Prasseln, und zuletzt wüteten und hüpfsten die eingesalzenen Mäuse auf den braunen Blechstücken, als wollten sie in ihren braunen Mäntelchen alle wieder lebendig werden. Mir wurde ganz unheimlich dabei zu Blute und es kam mir unwillkürlich ein Bericht über Leichenverbrennung in Erinnerung, worin es hieß, daß die Toten, sobald sie der vollen Feuersglut ausgesetzt sind, sich zu regen und schütteln beginnen, als würden sie bei lebendigem Leibe gebraten. Später, wie gesagt, zog ich mich in meine Mühle zurück, doch mit schleiem Erfolg, denn der Duft von den verbrannten Dären und den elliigen Tieren kam bei allen Spalten und Ritzen herein und erfüllte den Raum mit einem bläulichen Nebel. Endlich war das große Werk geschehen und der heizerehnte Zuhause konnte beginnen. Die Knaben hatten die Güte, auch mich dazu einzuladen, eine Thre, für die ich mich jedesmal gehorsamst bedankte. Um so tapferer griffen die wackeren Jungen zu. Messer und Gabel waren da unnütze Dinge; wozu hat man denn die Finger? Das Fett lief ihnen förmlich vom Mund und den Händen herunter, so wohlgenährt waren die trefflichen Mäuse, die während der letzten Wochen in den vollen Maisfeldern gar gute Zeiten gehabt hatten. Nachdem alles mit Andacht aufgezehrt war, machten sich die Jungen über ihren Ballitz her; denn dies war ihr eigentliches, rechtmäßiges Abendessen, das andere war nur glücklich eroberte Jagdbeute gewesen. Nachdem die leineswegs kleinen Schüsseln geleert waren, als jeder dieser Krausköpfe noch 4–6 Maiskolben, während unter einer schon an zwei gerösteten Maiskolben sich ordentlich satt ist. Nun, es war jetzt Erntezzeit, die schwarzbraunen Jungen hätten Tags über tüchtig gearbeitet und da mußte man schon ein Auge zudrücken. Die Hauptfache war, daß sie bei Kräften und guter Laune bleiben; und daran fehlte es wahrlich nicht, denn sie sangen, spielten und tanzten, bis das Zeichen zum „Angelus“ jährlings absolute Ruhe gebot. Wie sehr die Kostern auf Fleisch verfressen sind, konnte ich wenige Wochen darauf bei einer anderen Gelegenheit sehen. P. Rektor hatte nämlich seinen schwarzen Neuchristen am Vorabend vom Feste des hl. Bernard, der zugleich als Schutzpatron unserer Mission verehrt wird, eine kleine Freude zugesagt. Im nahen Bethlehem sollten alle zu geselliger Unterhaltung und einem bescheidenen Festmahl zusammenkommen. Ein alter Bull, dessen Lebensstage ohnehin gezählt waren, sollte für das nötige Fleisch sorgen. Zunächst machte Bruder Rudolf durch

einen wohlgezielten Schuß dem Leben des Tieres ein jähes Ende, dann fiel ein halbes Dutzend Käffern über die Beute her und begann mit staunenswerter Gewandtheit dem Bull die Haut abzuziehen. Die Schulkinder, die inzwischen mit einigen Brüdern und Schwestern ebenfalls herbeigekommen waren, griffen bei dem großen Werk sofort tätig ein. Die Knaben halfen den Männern beim Häuten und Zerlegen des Tieres, die Mädchen aber füllten große, dreifüßige Kessel mit



Reichgeschnitzte Tür eines Araberhauses in Sansibar.

Wasser und machten Feuer darunter. Anfangs schien es mir aber fraglich, ob sie überhaupt noch ein paar Fleischstücke zum Kochen bekommen würden, so fleißig schnitten die Männer und Knaben während des Tranchierens blutige Stücke vom Bull ab und führten sie ungekocht zum Munde. Da kam eben die alte, rohe Käffernnatur wieder zum Durchbruch. Später, als P. Rektor kam, ging es natürlich schon manierlicher zu, und auch die Frauen und Mädchen bekamen redlich ihren Teil. Eines namentlich überraschte mich: Die Schwarzen waren gerade mitten in ihren Zurichtungen begriffen, als plötzlich der Ruf ertönte: „u Baba, der Vater, der Vater kommt!“ Im Nu ließen sie alles fallen, liefen dem P. Missionär zu und begrüßten ihn mit jubelndem Zuruf. — In diesem Punkt, d. h. wie man den Priester und Seelsorger ehrt, könnte mancher im Christentum ergrauter Europäer von diesen schwarzen Neubekleidern lernen. Die ganze Feier verlief in schönster Weise. Es wurde gesungen, getanzt und gespielt — die Mädchen improvisierten sogar ein höchst gelungenes Theaterstückchen — P. Rektor hielt noch eine passende Ansprache und gegen

Abend suchte wieder jeder friedlich und still sein eigenes Heim auf. Recht geleitet, stützen also auch solche Tuglichkeiten viel Gutes und kräftigen namenlich das schöne Band, das zwischen dem Missionär und seiner Gemeinde besteht.

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.

(Fortsetzung.)

Von der Ehe.

Von Ostern 1908 an gelten für die ganze katholische Kirche die neuen Ehedekrete. Darin hat der hl. Vater genau bestimmt, daß nur diejenigen Ehen von Katholiken gültig sind, welche vor dem zuständigen Pfarrer und 2 Zeugen abgeschlossen werden. Wer der zuständige Pfarrer ist, wird näher ausgeführt. Wie kann nun die katholische Kirche solche Bestimmungen erlassen? Nach der Lehre der Kirche ist die Ehe ein Sakrament. Die Form, in welcher das Sakrament gespendet wird, festzusezzen, ist das Recht der Kirche. Die Gegner sagen freilich:

„Die Ehe ist eine heilige Ordnung, welche von Gott schon bei der Schöpfung eingesetzt ist (1. Moi. 2,18; Matth. 19,4–6) also kein erst von dem Herrn Christus gestiftetes Sakrament.“ Darauf antworten wir mit P. Brors in seinem ABC: „Ganz gewiß ist, die Ehe schon bei der Schöpfung von Gott eingesetzt: das lehrt auch die katholische Kirche. Daraus folgt nun ganz richtig, daß nicht die Ehe erst von Christus eingesetzt sei; aber es folgt nicht, daß nicht die Ehe als Sakrament von Christus eingesetzt sei. Mit anderen Worten: die Ehe bestand vor Christus; aber vor Christus war sie nicht ein Sakrament im eigentlichen Sinne des Wortes; dazu hat Christus sie gemacht. Nur letzteres lehrt die katholische Kirche. Vor Christus bestanden ganz gewiß Abwaschungen bei den Menschen; aber trotzdem hat erst Christus die Abwaschung mit Wasser als Sakrament der Taufe eingesetzt. Also die Binsenwahrheit, daß vor Christus die Ehe bestanden hat, beweist nichts gegen die Richtigkeit der katholischen Lehre, daß Christus das Ehesakrament eingesetzt habe. Daß dem aber wirklich so sei, daß nämlich die christliche Ehe wirklich ein wahres Sakrament des Neuen Bundes sei, darüber haben wir in der hl. Schrift wenigstens eine sehr beachtenswerte Andeutung. Die Stelle des hl. Paulus (Ephes. 5, 22 bis 33) wäre schwer zu verstehen, wenn die christliche Ehe nicht ein wahres Sakrament des Neuen Bundes wäre. Bervollständigt aber wird der Beweis durch die kirchliche Überlieferung, welche sich mehr oder weniger klar bis zu den ersten Jahrhunderten hinaus verfolgen läßt. Die katholische Kirche lehrt, daß die Ehe unter Christen ein Sakrament ist. Die katholische Kirche ist aber unfehlbar in ihrer Glaubenslehre; also ist die christliche Ehe ein Sakrament. Wer die katholische Kirche nicht als die wahre unfehlbare Kirche Christi anerkennt, der wird sich mit diesem Beweise natürlich nicht zufrieden geben. Mit dem muß aber auch alles Disputieren über das „Sakrament der Ehe“ nichts, er muß zuerst belehrt werden, daß die katholische Kirche die einzige wahre Kirche Christi ist. Erkennt er das an, dann fällt damit auch jeder Widerspruch gegen den sakramentalen Charakter der christlichen Ehe.“

Caritas.

Eine Fabel von August Nuss.

Es war einmal ein reicher König, voll hohen Sinnes. Und er hatte drei Söhne. Die versammelte er eines Tages um sich und sprach: „Hier gebe ich jedem von euch Gold und Silber die Menge und auch viel glitzernden Edelstein, jedem gleich viel. ziehet hin aus ins Land und benutzt dies Geschmeide nach eurem Willen. Und wer von euch dem Land den größten Nutzen damit erweist, der soll König sein und herrschen über das Land an meiner Stelle!“ Und die Söhne zogen hinaus, mit Gold und vielen Reichum beladen. Viele Monde vergingen. Da kehrte der erste von den Königs Söhnen zurück in reichem Gewande. Stolzes Selbstbewußtsein leuchtete in seinem Antlitz. Er trat vor den König und sprach: „Siehe, ich habe mit dem Golde, das du mir gäbt, Handel und Industrie ins Land gebracht. Neue Verkehrsaderen habe ich erschlossen. Dualmende Schlote, sausende Eisen und stampfende Maschinen fünden jetzt von nie gehabter Erwerbskraft, und der elektrische Funke trägt die Gedanken im Nu von Ort zu Ort. Mit dem reichen Schatz, den du mir gabst, habe ich deinem Volke zu neuen Reichstümern verholfen.“ Der König sprach: „Du hast nichts Unrechtes mit dem Golde gemacht. Ich muß dich loben. Und es kam der zweite Königssohn. Sein Gewand schimmerte in glitzernder Pracht. Selbstgefällig lächelnd trat er vor den Herrscher und sprach: „Siehe, ich habe die Schäze, die du mir geschenkt, zum Nutzen des Landes verwertet. Ich habe hohe Schulen errichtet, viele Gelehrten und Künstler von großem Ruf in dein Land berufen und dafür gesorgt, daß Wissenschaft, Kunst und Literatur keineinig deines ganzen Volkes werden!“ Da sprach der König: „Ich kann dich nicht schelten, du hast dem Lande viel Gutes erwiesen.“ Da kam zuletzt auch des Königs dritter Sohn, in einfacher Kleidung. Zufriedenheit lag auf seinem Antlitz, als er demütig vor seinem Vater trat. Bescheiden schlug er die Augen nieder und schwieg. Der König aber fragte: „Nun, mein Sohn, was hast du dem Lande gegeben?“ Da schlug der Jüngling die Augen auf; Glück leuchtete darin. „Siehe,“ antwortete er, „alles, was du mir schenkest, gab ich den Armen. Die Nächten kleide ich. Die Durstenden tränke ich. Die Hungenden speiste ich. Die Betrübten tröstete ich und die Freuden belehrte ich. Ich predigte das Evangelium der Armut und übte es. Ich gab den Armen äußeres Glück und innere Frieden. Ich ging unter die Armen, die ich bereicherte. Ich liebte meinen Nächsten wie mich selbst.“ Da strahlte des Königs Auge und es freute sich sein Herz. Er nahm seinen dritten Sohn bei der Hand, führte ihn auf den Thron, gab ihm Purpur, Krone und Szepter und sprach: „Sei König und herrsche! Denn du hast das Land wahrhaft glücklich gemacht. Du hast mein Volk verstanden, und das Volk versteht dich. Du überst echte — Caritas!“

Wie Radi sich tröstet.

„Ich habe mich nie über meine Lage beschwert,“ sprach einst Radi, ein persischer Dichter, „außer einmal, als ich barfuß war, und kein Geld hatte, mir Schuhe zu kaufen. Bald darauf aber traf ich einen Mann ohne Füße, da wurde ich wieder zufrieden mit meinem Schicksal.“

St. Josephsgärtchen.

Anbetung der hl. drei Könige.

Die hl. drei Könige kamen gegen Abend vor Bethlehem an. Es entstand bald ein großes Gedränge zu sie her, und man erwies ihnen allerlei Ehre, doch wackens der Goldstückchen wegen, die sie auch hier zurückließen. Da man ihnen das Tal der Hirten als einen Lagerplatz rührmte, zogen sie dorthin. Der hl. Joseph war durch Maria über ihre Ankunft unterrichtet. Ich sah ihn schon unter Tags allerlei aus Bethlehem holen sehen: Früchte, Honig und Grünes. Ich sah ich, daß er die Höhle sehr geräumig gemacht, eine abgeschlagene Kammer im Eingang ganz zusammenge stellt und das Holz und die Küchengestelle vor die Türe unter das Dach gebracht hatte. Als der Zug ins Tal der Krippenhöhle hinabkam, zogen sie ab und sangen an, ihr Lager aufzuschlagen.



hl. Antonius von Padua.

So waren sie damit nicht fertig, als sie den Stern wieder erblickten und ganz deutlich in ihm ein Kind. Er stand gerade über der Höhle, wurde immer heller und leuchtender und sandte zuletzt eine große, breite Lichtbahn senkrecht darauf herab. Da wurden sie ungemein freudig und eilten dem Eingang der Höhle zu. Amor öffnete die Türe und erblickte die Höhle voll Macht und Maria und das Kind ganz wie die Jungfrau, die sie immer im Sternbild gesehen hatten. Der König trat zurück und sagte es den beiden anderen; nun gingen sie alle drei in den Eingang. Der heilige Joseph aber kam mit einem alten Hirten zu ihnen ans und sprach gar freundlich mit ihnen. Sie sagten ihm ganz schlicht und bescheiden, sie kämen, den unborenen König der Juden, dessen Stern sie gesehen, anzubeten und ihm Geschenke zu bringen. Joseph ließ sie demütig willkommen. Sie zogen sich nun zu-

rück, um sich auf ihre Zeremonie vorzubereiten. Der alte Hirte aber ging mit den Dienern der Könige in das kleine Tal hinter dem Krippenhügel hinab, wo Schuppen und Hirtenställe waren und half ihnen, die Tiere versorgen. Der Zug nahm das ganze kleine Tal ein. Ich sah nun die Könige ihre weiten fliegenden Mäntel von gelber Seide anlegen. Um die Mitte des Leibes befestigten sie mit Ketten am Gürtel allerlei Beutel und goldene Büchsen. Auch hatten sie eine kleine Tafel mit niedrigem Fuß bei sich, die sie auseinanderklappen konnten. Sie diente als Präsentsteller, wurde mit einem Teppich, woran Quasten,



hl. Aloysius von Gonzaga.

bedeckt, und darauf die Geschenke, in Büchsen und Schalen gestellt. Jeder König hatte vier Begleiter aus seiner Familie bei sich. Alle folgten dem hl. Joseph mit einigen Dienern unter das Bordach der Krippenhöhle. Hier legten sie den Teppich über die Tafel und stellten viele von den Büchsen, die sie umhängen hatten, als ihre gemeinschaftlichen Geschenke darauf. Nun gingen zuerst zwei Jünglinge von Mensors Gefolge durch die Türe, Bahnen von Teppichen über den ganzen Gang bis zur Krippe hinbreitend. Sie entfernten sich wieder, und Mensor mit seinen vier Begleiter trat ein. Sie hatten die Sandalen abgelegt. Zwei Diener hatten ihm durch den Gang bis zur Krippenhöhle die Tafel mit den Geschenken nachgetragen; beim Eintreten aber nahm sie Mensor ihnen ab und stellte sie, indem er die Kniee beugte, vor Maria nieder. Die anderen Könige stellten sich mit ihren Begleitern in dem Gang der Krippenhöhle auf.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gnadenkind.

In dem vorzüglichsten Werke, das der Redemptoristenpater A. G. Schmöger über das Leben der gottseligen A. A. Emmerich veröffentlicht hat, findet sich

ii. a. folgendes: „Da ich am 8. September (1774) geboren bin“ — so führt er die Selige redend ein — „erhielt ich heute (den 8. Sept. 1821) ein Gesicht von meiner Geburt und Taufe. Ich fühlte mich mit vollem Bewußtsein den ganzen Weg von unserer Hütte in Flamske bis in die Jakobi-Pfarrkirche in Roesseld getragen; ich fühlte alles und sah alles um mich her. Ich sah die ganze hl. Taufhandlung an mir verrichten, und es gingen mir dabei die Augen und das Herz auf wunderbare Weise auf. Ich sah, als ich gelaufen ward, meinen Schutzengel und meine Namenspatrone, die hl. Anna und Katharina, bei der hl. Taufhandlung gegenwärtig. Ich sah die Muttergottes mit dem hl. Jesukind und wurde mit ihm durch Darreichung eines Ringes vermählt. Auch ward mir nun alles Heilige, alles Gesegnete, alles, was mit der Kirche zusammenhängt, so lebendig fühlbar, als es nur irgend jetzt der Fall ist. Ich sah wunderbare Bilder vom Wesen der Kirche. Ich fühlte Gottes Gegenwart im allerheiligsten Sakramente, und sah die Gebeine der Heiligen in der Kirche leuchten und erkannte die Heiligen, die über ihnen erschienen. Als ich aus der Kirche wieder nach Hause über den Friedhof getragen wurde, hatte ich ein lebhaftes Gefühl vom Zustand der Seelen der hier bis zur Auferstehung ruhenden Leiber, unter denen ich einige heilige Leiber hell und herrlich leuchtend mit Ehrfurcht bemerkte.“ Und diese wunderbare Empfänglichkeit für alles Heilige und Geweihte blieb ihr fürs ganze Leben. Alles ward ihr leiblicher Weise fühlbar, so daß sie noch als Säugling, so oft sie in die Kirche getragen wurde, die Händchen in den Weihbrunn tauchte und sich mit dem geweihten Wasser benetzte, um seine wohltätigen Wirkungen inne zu werden. Die Mitgliedschaft am Kirchenleibe wurde ihr so fühlbar wie die Glieder des eigenen Leibes, und ehe sie noch sprechen konnte, verstand sie die Feier der hl. Messe und die Übungen und frommen Gewohnheiten, durch welche sie das ganze Leben ihrer guten Eltern geordnet sah. Sie feierte diese Ordnung mit, soweit die unmündige schwache Kindheit ihrem wunderbar erleuchteten Geiste hierin folgen konnte.

Kaum konnte sie nach dem ersten Lebensjahr einige Worte stammeln, so übte sie schon das mündliche Gebet mit erstaunlichem Eifer. Sie selbst erzählte in späteren Jahren: „Mein Vater gab sich viele Mühe mit mir. Er lehrte mich beten und das Zeichen des hl. Kreuzes machen. Er hielt mich auf dem Schoß, machte mir das Händchen zur Faust und lehrte mich, mit dem kleinen Kreuze mich zu zeichnen. Er machte es auch flach und lehrte mich das große Kreuz. Als ich schon sehr früh das Vater unser halb sprechen konnte oder noch weniger, da betete ich es so oft, bis ich meinte, es sei nun so groß wie ein ganzes. Kaum war für sie die Möglichkeit eingetreten, sich eine freiwillige Abtötung aufzulegen, als sie auf Antrieb ihres hl. Schutzengels sich mit größtem Eifer darin versuchte. Sie hatte in einem Winkel der Scheune ein Bildchen der Muttergottes mit dem Jesukind aufgehängt und davor ein Stück Holz gelegt, das den Altar bedeuten sollte. Hierher trug sie alles, womit Eltern und Bekannte ihr eine Freude machen wollten und womit Kinder ihres Alters sonst auß höchste beglückt zu werden pflegten. Sie war fest überzeugt, daß sie mit allem, was sie sich selbst entziehe, dem Jesukind eine Freude mache.“

Fortschung folgt.

Eine Beichtgeschichte für die hl. Osterbeicht.

In Bayern lebte im vorigen Jahrhundert ein frommer, seleneifriger Priester, P. Hofreuter, dessen Liebe und besondere Gabe, die größten Sünden zu rühren und zu bekehren, weit und breit bekannt waren. Ein Wirt, der schon seit Jahren große Sündenabschaffung auf seinem Herzen trug, welchen aber die Gnade Gotts doch endlich bewog, für das Heil seiner Seele zu betrauern, und nicht länger in so entsetzlicher Gefahr des ewigen Todes zu leben, entschloß sich, zu diesem Vater sein Zuflucht zu nehmen. Er sattelte sein Pferd und ritt in die Stadt, wo derselbe wohnte. Vor der Tür der Wohnung des Paters ward aber der arme Mann so sehr von Scham und Durch ergriffen, daß er nicht den Mut hatte, anzutreten. Da kam plötzlich der Vater heraus und sprach mit aller Liebe seines Herzens: „Lieber Freund, Sie wollen gewiß beichten, nicht wahr? Kommen Sie nur herein, ich höre Sie mit Freuden auf.“ Als nun der Wirt nach glücklich vollendetem Bekehrung sein Pferd wieder bestieg, um nach Hause zurückzukehren, sagte er mit freudigem Herzen: „Nun, mein Schimmel, trägst du eine schwere Zentnerlast weniger nach Hause.“

Von dieser Zeit an war der Wirt vollkommen verändert. Nach sechs Jahren war seine Lebensspanne zu Ende. Und als er auf seinem Sterbebette lag und sein Pfarrer ihn durch Empfang der hl. Sacramente zum Tode vorbereitet hatte, sprach er zu ihm: „Bitte Sie, sagen Sie nach meinem Tode dem Patre Hofreuter zu seinem Troste und zum Preis der göttlichen Barmherzigkeit, ich sei seit meiner Bekehrung beicht dem Versprechen ernstlicher Besserung und daß mit Gottes Gnade so treu geblieben, daß ich im Laufe der letzten sechs Jahre nicht bloß keine Todsünde mehr, sondern, so weit ich mich erinnern kann und mich selbst beurteilen darf, nicht einmal eine freiwillig vorsätzliche lästige Sünde begangen habe.“

Die Fahrt in den Tod.

Ein ergreifendes Beispiel heroischer Selbstopferung eines Bahnhauptmanns wird aus Mexiko berichtet: Im Bahnhof von Nacozari war plötzlich ein Güterzug in Brand geraten. Das Feuer hatte sich schnell um sich gegriffen, daß es unmöglich war, der Zerstörung Einhalt zu gebieten. Der Lokomotivführer Garcia wußte, daß in dem Zug sich zwei Wagen mit Dynamit befanden, die für Sprengungen verwendet werden sollten. Es war zu spät, die Wagen abzutrennen. Garcia rief den Beamten zu, den Zug zu verlassen. Mit Vollamps brauste er dann mit dem brennenden Zug zur Stadt hinaus, um so die Katastrophen von ihr abzuwenden. Nach einigen Minuten Fahrt aber, unglücklicherweise gerade vor einem Streckenhaus, in dem zwölf Männer weilten, kam es zur Explosion. Die Lokomotive mit ihrem Führer Wagen, das Streckenhaus, die zwölf Leute und ein junger Amerikaner, der in der Nähe spazieren zog, wurden zu Atomen zerrissen. Ein acht Meter tiefes Loch im Erdboden bezeichnete die elementare Wucht des entsetzlichen Geschehisses. Und dem Helden, der durch seine Aufopferung eine ganze Stadt gerettet, der ohne Auges entzweit worden war, entgegengefahren konnte nicht einmal ein Grab geschaffen werden. Kein Körperteil wurde gefunden, so erbarmungslos hatte das Dynamit sein Werk getan. Die Bevölkerung Nacozaris hat bereits eine Sammlung eingeleitet, um dem Retter der Stadt ein Denkmal zu setzen.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

13. Kapitel.

Galazi wird König der Wölfe.

Am nächsten Tag blieb Umschlopogaas. Obwohl er sich bedeutend besser fühlte, noch in der Höhle. Galazi aber ging auf die Jagd und kam abends wieder mit einem erlegten Bock auf den Schultern heim. Sie gingen ihn ab, weideten ihn aus und brieten das Fleisch im offenen Feuer. Nach Sonnenuntergang nahm Galazi seine Erzählung wieder auf: „Nun, Umschlopogaas, Sohn des Mogo, höre weiter, was mir auf dem Hörberg bei der steinernen Hexe begegnet. Ich war da, wie gesagt, nach langem, beschwerlichem Aufstieg endlich auf der Plattform, der gesuchten Höhle gegenüber. Hier aber bot sich mir ein Anblick dar, der mir das Blut in den Adern erstarren machte. Denkt daran, Umschlopogaas, hier lagen, saßen und rannen eine Unzahl großer, schwarzgrauer Wölfe umher! Die einen jagten an Tierknochen, die anderen balgten sich miteinander unter wildem Geheul, während andere mit rotglühenden Augen dasaßen und grimmig die kalte Fleischte. Ihnen gegenüber lag die Höhle, aus der ich den Toten holen sollte, doch ich sage dir, die Lust dazu war mir vergangen. Ich wollte fort, weit fort von hier! Schon wandte ich den Schritt rückwärts, da stieß mich die Donnerkeule in die Seite, und es war mir, als schreie sie mir in die Ohren: „Du Feigling! Wie, willst du mit leeren Händen zurückkehren und dich auslachen lassen vom ganzen Kraal und dem alten Weiblein da unten? Darf eine solche Klemme, wie du, noch länger die Donnerkeule in der Hand tragen?“ Das wirkte; nein, einen Feigling sollte mich niemand schimpfen. Ein Mann wollte ich sein, ein Held, und wenn mir auch hier der sichere Tod drohte, so wollte ich doch nicht sterben, ohne mich zuvor nach Leibeskräften gewehrt zu haben. In blinder Zodesverachtung stimmte ich daher den Schlachtgesang der Halakazi an, schwang die Donnerkeule über meinem Haupt und sprang sodann mitten unter die Wölfe herein, nach rechts und links Hiebe austeilend, daß ich heulend nach allen Himmelsrichtungen auseinander stoben! Ha, wie mir das den Mut in der Seele wiederte! Stolz, wie ein siegreicher Feldherr nach blutiger Schlacht, schritt ich nun über den leeren Platz dem Eingang der Höhle zu. Eben warf die untergehende Sonne ihre vollen Strahlen in die Grotte hinein, sodaß alle Wände rot wie Blut erschienen. Am Ende der Höhle standen in einer Nische der gegenüberliegenden Wand, ja ich aber etwas, was mir neuerdings allen Mut benahm. Denk dir, Umschlopogaas, hier in der Wand, in doppelter Mannshöhe, sei eine Nische und darin stehe mit herunterhängenden Beinen ein Mann. Nun, dort in jener Höhle saß wirklich einer, d. h. einer, der einmal ein Mensch gewesen war; jetzt war nur noch das mattede Skelett davon da, die bloßen, dürren Gebeine, zusammengehalten von der schwarzen, eingefchrumpften Haut! Ich sage dir: ein Anblick zum Entsezen! Es war, als ob er sich auf die Arme stütze, und in der Rechten hielt er noch einen Zeichen von seiner Umutsha (Lendenschürze); das übrige hatte er offenbar in rasendem Hungern verschlungen. Um seine Augen war eine Lederne Binde; er hatte sie jedenfalls umgebunden, um nicht länger Zeuge sein zu müssen der gräulichen Szenen, die sich Tag für Tag unter seinen Füßen abspielten. Die beiden Beine hingen herunter, am rechten

fehlte der Fuß, und am Boden lag, ganz mit Rost überzogen, die Klinge eines zerbrochenen Messers. Und nun, Umschlopogaas, greif daher und betaste den Felsen! Ist er nicht glatt, fein abgeschliffen, wie der hohle Stein, in dem unsere Weiber den Mais mahlen? Noch viel glatter, sag ich dir, war die Felswand, über welcher in jener Nische der tote Mann saß. Woher kam das? Komm, ich will dir's sagen:

Wie ich so hineinschaute in die schreckliche Höhle, sah ich am Boden eine Wölfin liegen. Die rote Zunge hing ihr weit aus dem Maule heraus und mit den glühenden Augen fixierte sie unverwandten Blickes den Toten. Neben ihr aber saß ein alter, schwarzer Wolf, groß und stark, wie ich noch nie einen gesehen hatte, ja ein rechter Wollsvater. Im Nacken und an den beiden Seiten hatte er lange, graue Haare. Soeben zog er sich rückwärts gegen den Eingang der Höhle zu, fasste den Toten, droben in seiner Nische scharf ins Auge und machte dann plötzlich einen ungeheuren Sprung nach dessen linken Fuß, der am tiefsten niederging. Seine mächtigen Pranken schlugen an dem Felsen auf, einen Augenblick schien er mir daran zu hängen, dann aber fiel er heulend auf den Boden nieder.

Nun erhob sich die Wölfin, und beide sprangen nun zusammen an der Felswand hinauf, um den Mann herunterzureißen, der schon seit Jahrzehnten da oben saß! Ich hörte, wie sie nach ihm schnappten, sah, wie sie bei jedem Sprung ihm näher und näher zu kommen scheinen, nur eine Handbreite war zuweilen ihre gierige Schnauze mit den scharfen, weißen Zähnen von dem Toten entfernt, doch jedesmal glitten sie wieder ab, da half kein Sprung, kein Heulen, kein Rasen, Knirschen und Zähnefletschen. Nun weißt du auch, Umschlopogaas, weshalb jene Felswand so glatt ist. Seit vielen, vielen Jahren sprangen da die Wölfe empor, um den Mann dort oben herabzureißen. Den rechten Fuß hatten sie einmal glücklich erwischt, doch dem linken konnten sie trotz all ihrer Wut nicht beikommen. Noch mal segte die Wölfin zum Sprunge an, nochmals schnellte sie in weitem Bogen in die Luft, doch abermals umsonst. Rücklings fiel sie zu Boden nieder, und aus dem Rachen, aus dem die Zunge eine Spanne weit herausging, floß schwarzbraunes Blut. Sie hatte sich offenbar übersprungen. — Da fiel der Wolf heulend über sie her und würgte sie. Nun war es aber auch Zeit für mich, diesem schrecklichen Wolf den Garan zu machen, denn sonst konnte er im nächsten Augenblick über mich herspringen. Ich erhob die Donnerkeule, eilte in die Höhle und wollte der Bestie eben einen Hieb auf ihren harten Schädel versetzen, als sie sich plötzlich umwandte. Offenbar hatte sie meinen Schatten an der Wand gesehen. Blind vor Wut sprang nun der Wollsvater auf mich zu. Ich aber traf ihn mitten im Sprung so heftig auf die Brust, daß er rücklings zu Boden stürzte. Doch schon im nächsten Augenblick stand er wieder auf den Füßen und wollte mir an die Kehle. Diesmal zerschmetterte ich ihm den rechten Vorderfuß, fasste sodann, als er abermals heulend auf mich zufam, die Keule mit beiden Händen und schlug ihm den dicken Schädel ein. Inzwischen war die Wölfin wieder zu Atem gekommen; doch hier war ich glücklicher. Ein einziger Schlag in den Nacken blies ihr das Lebenslicht für immer aus. Das alles war das Werk von ein paar Augenblicken. —

Ich trank aus der nahen Quelle, nahm etwas Speise aus dem Ledersack und begann hierauf, den beiden Tieren die Haut abzuziehen. Das war ein

gutes Stück Arbeit. Die Sonne ging eben unter, als ich damit fertig war. Wiederholte kamen auch wieder einzelne Wölfe in die Nähe und schauten mir, halb im Buschwerk versteckt, mit rotglühenden Augen bei meiner Arbeit zu; doch ein Griff nach der Donnerkeule verscheuchte sie jedesmal schnell. Jetzt aber, als ich die beiden Felle rechts vom Eingang der Höhle zum Trocknen aufhängte, kamen sie plötzlich in ungeheurer Menge daher, beichnüsselten von allen Seiten die Häute und singen dann so kläglich zu heulen und zu winseln an, daß ich in meinem Leben nichts ähnliches gehört habe. Sie hielten offenbar die Totenklage über ihre ermordeten Fürsten. — Mich aber respektierten sie fortan, und ein zeitweiliger Wind mit der Keule tat seine guten Dienste. Mittlerweile war es Nacht geworden. Was nun? Es blieb mir nichts anderes übrig, als in die Höhle hineinzugehen zu meinem lieben Toten, dem meine gute Keule wenigstens Ruhe vor den wütenden Wölfen verschafft hatte. Diese selbst hörten allmählich mit ihrem Geheule auf und verloren sich in dem Dunkel des Waldes. In dem dichten Geäste der riesigen Bäume aber erhob sich nun ein geheimnisvolles Rauschen. Es war, als ob die ganze Natur rings um mich lebendig würde und zu erzählen anfinge von alten und neuen Tagen. Da schien der aufgehende Mond in die Höhle herein und beleuchtete mit seinem matten Silberlicht die Nische, worin der Tote lag. Lange blickte ich das dürre, schwarze Gerippe an. Wann mochte der Mann da droben sich die Lederbinde um die Augen gewunden haben? Wann hatte ihn der Hunger bewogen, seine Umutsha halb zu verschlingen, und wann hatten ihm die Wölfe den rechten Fuß vom Leib gerissen? Doch wie? Hatte ich denn recht gesehen? War es nicht, als ob sich die beiden Kinnladen wie zum Sprechen bewegten? Oder hatte mir das alles nur geträumt? Ach, es war eine schreckliche Nacht, die ich damals erlebte, und wer kann bei solcher Aufregung, Einbildung und Wahrheit, Wirklichkeit und Traum genügend auseinander halten? Kurz, es war mir, als begäne der Tote mit dumpfer, hohler Stimme plötzlich zu sprechen: „Heil dir, Galazi, Sohn des Siguhanos, du König der Wölfe! Sag mir, was ist dein Begehr, hier auf dem Geisterberge, wo die steinerne Hexe sitzt und das Ende der Welt abwartet?“ Unwillkürlich gab ich zur Antwort — und meine Stimme klang ebenfalls dumpf und hohl, wie die eines Menschen, der im Traum oder Halbschlaf spricht: „Sei mir gegrüßt, du Toter, der du einem Ei gleich hier auf dem Felsen sitzt. Ich bin gekommen, die Gebeine eines jungen Mannes zu suchen. Ich soll sie seiner Mutter bringen zu ehrenvoller Bestattung.“ — Viele und viele Jahre saß ich da droben, Galazi, und schaue den Geister-Wölfen zu, wie sie in rasender Wut immer wieder und wieder den Anlauf nehmen, mich von meinem Sitz herabzureißen. Der harte rauhe Fels wurde von ihren Tagen ganz glatt gerieben. — So saß ich einst, als ich noch lebte, 7 Tage und 7 Nächte hier. In meinem Innern nagte der Hunger, und zu meinen Füßen rasten, die wilden Bestien. Auf die Dauer konnte ich deren Anblick nicht mehr ertragen; ich nahm daher meine Umutsha, riß ein Stück davon ab und verband mir damit die Augen, am 7. Tag begann ich, den Rest zu verzehren. Ein Stück davon ersparte ich mir auf den 8. Tag, doch inzwischen hatte ich aufgehört, Bedürfnisse zu haben . . .

Galazi, sag mir, wie befindet sich denn meine Mutter? Sie war noch in den besten Jahren und

sehr rüstig, da ich als junger Bursche hierher auf den Geisterberg zur Jagd ging.“ — „Deine Mutter ist nun hochbetagt, ihr Haar ist schneeweiss geworden und ihr Gesicht voll von Runzeln. Auf ihre Bitten kam ich hierher, dich zu suchen; sie gab mir deines Vaters Donnerkeule mit, die nun mein Eigentum geworden.“ „Ja, sie gehört nun dir, Galazi, denn du hast die Probe wohl bestanden; du sollst noch mehr bekommen, höre, was ich dir sage: Die Wölfe, die du gesehen und von denen du die beiden größten erichlagen, sind Geister-Wölfe, die bösen Geister von Menschen, die in alter Zeit gelebt von Menschenfleisch. Willst du wissen, wovon sie leben, so steig morgen in jene Schlucht dort hinab, da wirst du ihr seltsames Futter finden. Von heute an sollst du König der Geister-Wölfe sein, du und noch ein anderer, den eine Löwin dir bringen wird. Darum hänge dir das schwarze Fell jenes Wölfovaters um, den du erichlagen, und die Wölfe werden die folgen, alle die 363 Geisterwölfe, die in diesen Bergen und Schluchten hausen. Das graue Fell der Wölfin aber gib deinem künftigen Genossen.“ „Wer soll denn jener sein, den mir eine Löwin bringen wird, und der mit mir über die Geisterwölfe herrschen soll?“ „Sein Name ist: Umschlopogaas, der Schlächter, der Sohn des Tschaka, des Zulu-Löwen.“ Dies war das letzte Wort, das der Tote in seiner Nische zu mir sprach. Umschlopogaas erhob sich, trat näher zu Galazi heran und sprach: „Ich heiße Umschlopogaas, doch von Beinamen Schlächter weiß ich nichts. Auch bin ich nicht der Sohn Tschakas, des Zulu-Löwen, sondern der Sohn Mopos, des großen Doktors und Wahrjagers Galazi, du siehst also, du hast geträumt, oder der Tote hat dich erbärmlich angelogen.“ „Mag schon sein, daß ich bloß träumte, oder angelogen wurde. Der Tote log dann aber in ganz merkwürdiger Weise, denn erstens fand ich am kommenden Morgen, als ich in die betreffende Schlucht hinabstieg, eine Menge menschlicher Gebeine. Das war also die Speise der Geisterwölfe, und dann hat dich wirklich eine Löwin zu mir gebracht. Doch, wir wollen jetzt nicht darüber streiten, sondern erst die Zukunft abwarten. Nur das eine will ich dir noch kurz erzählen: Als ich am nächsten Morgen wieder aus der Schlucht herausgestiegen war, in der die vielen Totengebeine liegen, da zog ich zunächst die Wölfs Haut an. Nicht wahr, sie kleidet gar nicht übel und gibt zudem ein gewisses Ansehen; jedermann sieht, daß man so eine Art Wölfkönig ist! Dort in der Ecke ist das graue Fell der Wölfin. Rimm es, Umschlopogaas, es wartet schon lang auf dich.“ Dann trug ich Steinblöcke in die Höhle und türmte sie an der Wand so lange übereinander, bis ich hinaufsteigen und den Toten aus seiner Nische herunterheben konnte. Ich tat es ohne Bangen, denn wir waren während der Nacht gute Freunde geworden. Die eingeschrumpfte Haut hielt die Gebeine hinreichend zusammen, und ich nahm die leichte Büste so auf die Schultern, daß mir die beiden Beine des Toten vorn über die Brust herunterhingen. Jetzt begann der Abstieg. Anfangs an dem hohen, steilen Pfad ging es schwer, und bei der Wanderung durch den Wald mußte ich mich sehr in acht nehmen, nicht oben an den vielen Asten und Zweigen anzustoßen. Auch sah ich mit Bangen, wie die Wölfe mir von allen Seiten folgten und gar lüsterne Blicke nach dem Toten warfen, den ich über den Schultern trug. Endlich kam ich ins Freie. Da standen nun die 363 Wölfe in weitem Bogen um mich her. Doch wie?

Zollte ich mich noch länger vor ihnen fürchten? Hätte ich nicht gestern in geheimnisvoller Rede gehört, ich sollte fortan ihr König sein? Ein Wölfskleid trug ich bereits, und so sing ich denn plötzlich zu heulen an wie ein Wolf. Als Antwort erscholl ein entsetzliches Geheul all der 363 Wölfe. Fürwahr, sie verstanden mich und begrüßten mich als ihren König! Auf ein Zeichen von mir kamen sie näher und beleckten mit Hände und Füße. Einer wagte es dabei, nach dem Dorn zu schnappen. Ich verwies es ihm; er wich ihnen zurück, während die anderen ihn knurrend verfolgten. Richtig, es fehlte nichts! Meine treuen Untertanen verstanden mich und folgten mir auf den Wink. Auf ein zweites Zeichen ließen sie alle zurück in den Wald. Ich kam nun mit meiner teuren Bürde ins Tal herab und näherte mich dem Fluß. Doch genug für heute! Es ist Zeit zum Schlafen; morgen, umschlängogaas, will ich dir meine Geschichte zu Ende erzählen. (Fortsetzung folgt.)

Das Ophir-Problem oder das Goldland des Altertums.

Von W. Henz.

Gold, das gleichendste, edelste aller Metalle ist von altersher der Inbegriff alles kostbaren. Es ist der Schmuck der Könige, der Stolz der Reichen, die Sehnsucht der Armen. Ein goldreiches Land war und ist noch heute das Ziel zahlloser Abenteurer, denen es ein Leben voll ungeahnter Genüsse, voller Wohlleben und Glanz vorgaukelt. Zwei Länder waren es, die von jeher als die vorzüglich goldreichen galten, nämlich Ophir und Eldorado. Außer dem ihnen zugeschriebenen fabelhaften Reichtum lagen diese beiden Länder bis in die neuere Zeit auch noch das gemeinsam, daß sie als geographische Begriffe unfaßbar waren. Gehörte Ophir dem Altertum an, so tauchte das zweite erst in der neueren Zeit auf. Das letztere war in der neuen, jenes in der alten Welt zu suchen. Besonders Eldorado war mit einem fabelhaften Schleier umgeben, hinter dem man Schäye vermutete, die nur von dem überwannen Wunderglauben in dem Zeitalter der Entdeckungen als möglich angenommen, als vorhanden geglaubt werden konnten. Jegendwo im Amazonengebiete sollte das goldene Königreich liegen; aber gleich einer schimmernden Fata Morgana äffte es alle, die ihm in heißer Sehnsucht nachjagten. Immer tiefer zog es sich in das Innere der Urwälder Venezuelas zurück. In den unzugänglichsten Teilen des Parimegebirges sollte es endlich sein letztes Heim finden, bis es sich vor den kritischen Blicken der Forscher in eitel Dunst auflöste. Eldorado ist verschwunden — es hat nie bestanden. Und wenn in jenen Gebieten auch heute beträchtliche Goldmengen gefunden werden, so muß man sie auf höchst nüchterne Weise aus der

Tiefe des Bergwerks herausholen und dann mühsam aus dem Erz gewinnen. War Eldorado etwas Unbekanntes, dem man nachjagte, bis es als ein äßendes Phantom verschwand, so stehen die Nachrichten über Ophir, das Goldland der Alten, auf realem Boden. Es ist außer Zweifel, daß dieses Land tatsächlich existiert hat und natürlich auch noch vorhanden ist, ferner, daß es reich an Gold war. Wir wissen, daß David und Salomo, daß die Königin Bitis von Saba, des letzteren Freundin, ferner daß Phöniker und Agypter von dort große Mengen Gold holten; denn das Land Punt der Agypter ist zweifelsohne mit Ophir identisch, bloß wo dieses Wunderland zu suchen sei, das wissen wir nicht. Im Altertum war es so allgemein bekannt, daß es einer besonderen Lagebezeichnung nicht bedurfte, so wenig wie jetzt etwa Kalifornien. Diese Kenntnis ist aber später nach dem Aufhören der Ophirfahrten verloren gegangen. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus verlegte Ophir nach Indien, und seitdem wurde dieses Land bis in neueste Zeit mit dem alten Goldlande identifiziert. Indien war das Wunderland voller Reichtümer aller Art, wo also sollte man Ophir anders suchen? Und so wird denn in Lehrbüchern der Geschichte, die kaum 20 Jahre alt sind, immer noch Indien als das zweifellose Ophir bezeichnet. Man schrieb es kritiklos nach, ohne sich darum zu kümmern, ob die behauptete Tatsache auch der Wirklichkeit entspräche. In der Bibel werden 1. Könige 10, 21 und 22 als Produkte des fernen Wunderlandes aufgezählt: Gold, Silber, Elfen-



Abb. 1. Der Hügel von Zimbabwe.

bein, Äffen und Pfauen. Es ist allerdings zweifelhaft, ob die Tukhiim Pfauen bedeuten, wie Luther übersetzt hat, oder irgend eine andere wilde Hühnerart; doch ist diese Frage belanglos. Die Hauptsache bleibt das Gold, und von diesem kostbaren Metalle wurden ganz gewaltige Mengen nach den heimischen Häsen gebracht. Es wird nämlich berichtet, daß von einer einzigen Fahrt allein 420 Kifkar Gold zurückgebracht wurden, das sind 71.892 Kilogramm im Werte von etwa 34 Millionen Mark. Erste Chronika 30, 4 lesen wir, daß David für den Tempelbau rund 3000 Kifkar

Gold gesammelt habe, also 1,260.000 Kilogramm im Werte von fast 250 Millionen Mark. Solche gewaltige Mengen lassen sich aber nicht durch Waschungen und alluviale Lagerstätten gewinnen, um so mehr, da doch die Phöniker auch ihr Gold von dort her holten, ebenso die Aegypter und Südaraber. Es muß also in dem fraglichen Goldlande ein starker bergmännischer Betrieb geherrscht haben. Sehen wir uns daraufhin Indien einmal etwas näher an.

Als die Abendländer den Seeweg nach Ostindien entdeckt hatten, holten sie von dort große Mengen Waren der verschiedensten Art, besonders kostbare Ge-

und ist es niemals gewesen. Auch noch andere Gründe sprechen dagegen, in Indien Ophir zu suchen. Wie in den Berichten der Bibel entnehmen, handelt es sich um ganz gewaltige Mengen des kostbaren Metalls die nur durch rationelle bergmännische Schürfung erlangen waren. Nun war aber das Indien der alten Welt von einer zahlreichen arabischen Bevölkerung bewohnt, die an Kultur den Phönikern und Aegyptern wohl kaum nachstand, den Israeliten aber sicher überlegen war. Außerdem zeigten sich die Arier bei ihrem ersten Auftreten an der Schwelle der Geschichte als ein Volk von hohen kriegerischen Eigenschaften. Beide großen Heldenepopeyen Mahabharata und Ramayana sind dann uns ein Volk, das mit größten Heldenmut in blutigen Schlachten miteinander ringt. Erfahren von furchtbaren Kriegen, von Taten persönlicher Tapferkeit, die den Kämpfern vor Augen an die Seite gestellt werden können, sie an Bedeutung weit übertreffen. Im Verhältnis zu den indischen Kämpfern berührt die vielgerühmte Unternehmung des kleinen Griechenvolkes gegen eine benachbarte Stadt wie ein Sturm im Wasser glaße. Wir müssen annehmen, daß die indischen Arier zur Zeit der Ophir- und Puntfahrten in dem Zeitalter ihres höchsten Heldenums standen. Und da sollte es ohne weiteres einem kleinen unkriegerischen Handelsvolke stattet sein, in ein dichtbevölkertes Land einzudringen, Bergwerke anzulegen und zu unterhalten und

reiche Schäze in Menge wegzu schleppen, deren Wert die eingesessene Bevölkerung doch eben so gut fann wie die Fremdlinge? Diese Annahme ist ja absurd, daß man nicht begreifen kann, wie sie Jahrhunderte lang bestand, geglaubt und gelehrt wurde.

Nun wäre es ja möglich, daß die Semiten in Indien als Kaufleute die kostbaren Ophirschäze auf dem Wege des Handels von den dortigen Bewohnern eingetauscht hätten. Allein auch diese Annahme ist unzulässig; denn was sollten die Phöniker und Israeliten, was die Aegypter den Indianern an Tauschwert für die enormen Reichtümer gegeben haben, die sie von dort holten. Indien ist an Schätzen aller Art unendlich reicher als die Heimat der Ophirfahrer, die Fruchtbarkeit übertragt es dieselben turmhoch. Es ist einfach eine Unmöglichkeit, daß jene das Gold durch Tausch erwarben. Aber selbst wenn wir von dem Gold ganz absehen und nur die anderen Ophirwaren ins Auge fassen, so sprechen auch diese mehr gegen als für Indien. Nächst dem Golde war Elfenbein das kostbarste der Schiffsladungen. Zwar sollte bei dem Reich Indiens an Elefanten, der doch im ganzen Altertum bedeutend größer als jetzt gewesen sein muß, der Elfenbeinhandel leicht erklärlieblich sein; allein dem steht die wichtigste Tatsache gegenüber, daß der indische Elefant so wenig und so minderwertiges Elfenbein produziert, daß er heute als Lieferant dieses kostbaren Stoffes so gut wie gar nicht in Betracht kommt. Die Waren, welche heute den Elfenbeinmarkt beherrscht, kommt aus

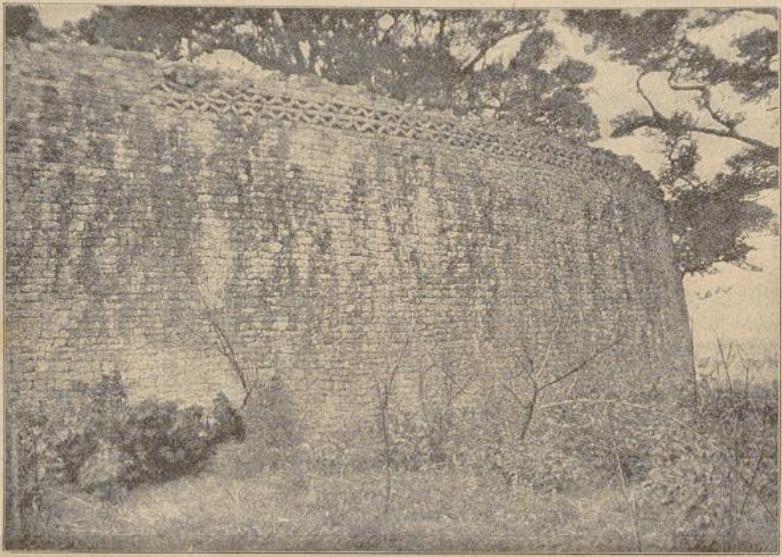


Abb. 2. Südwestwall des elliptischen Tempels mit Mauerkratzverzierung.

würze. Von Gold wird jedoch nichts berichtet. Wenn wir aber sehe, mit welcher Gier die Westindienfahrer nach dem heißersehnten Metalle suchten, wie sie die harmlosen Indianer quälten und folterten, um möglichst viel davon zu erbeuten, so können wir doch unmöglich annehmen, daß die Ostindienfahrer aus anderem Holze geschnitten waren, daß sie sich mit Zimt, Pfeffer und ähnlichen Waren begnügt hätten und das kostbare Gold in den Händen der Arier oder im Schoße der Erde gelassen hätten, wenn es dort zu finden gewesen wäre. Wir können also hieraus unbedingt schließen, daß Indien damals weder Gold barg, noch Spuren seiner Gewinnung aufzuweisen hatte. Es ist niemals ein Goldland gewesen. Edelsteine hat man dort ja sehr viele und wertvolle gefunden, aber kein Gold. Wie bereits erwähnt, muß in Ophir ein starker Bergbau auf Gold stattgefunden haben, dessen Spuren unmöglich ganz verwischt sein können; Indien zeigt nichts dergleichen. Wären alte Goldbergwerke vorhanden, so würden sie, selbst wenn sie dem Altertum als erschöpft galten, doch jetzt noch gute Ausbente ergeben; denn mit unseren heutigen Hilfsmitteln können wir das goldhaltige Gestein noch mit Erfolg bearbeiten, wenn auch nur noch kleine Mengen des edlen Metallisches darin enthalten sind. Man hat aber weder Goldbergwerke, noch Spuren von solchen gefunden. Aus all diesem geht hervor: Indien kann nicht Ophir gewesen sein, Ophir kann nicht in Indien gelegen haben; denn es ist kein Gold produzierendes Land

Welt. Der afrikanische Elefant ist der gewaltige Pro-
duzent des Elfenbeins. Neben ihm kommt nur noch die
jeweilige Ware in Betracht, die von den ausgestorbenen
Rassen des Diluviums und der Tertiärperiode, dem
Mammút, Mastodon, Dinothereum u. a. herrührt.
Dann liefern noch Walross, Narwal
und Flusspferd gutes Elfenbein. Wir
können also schließen, daß der Elfen-
beinhandel mit Ophir gegen nicht
aber für Indien spricht. Noch ein
weiterer Grund spricht gegen In-
dien. Wir müßten indem Lande Ophir
unter den Bergwertsäuren auch noch
jemandwelche andere Reste und Zeugen
der ehemaligen Anwesenheit fremder
Handelsvölker vorfinden. Drei Jahre
dauerte regelmäßig die Abwesenheit
der Ophirfahrer. Das deutet auf einen
längerem Aufenthalt in dem Lande,
wie es ja auch die bergmännische Ge-
meinsamkeit der Metallschäfte zur not-
wendigen Voraussetzung hat. Sie
müssen sich also dort für längeren
Aufenthalt einrichten. Das letzte
dauernde Bauten voraus, und wenn
es in der Heimat der Ophirfahrer
heute noch reiche Reste ihrer
alten Städte finden, so dürften doch
auch in ihrem Ophir nicht alle Spu-
ren von Bauten verschwunden sein.
Kunntete man ja einwenden, daß

In Indien hat man jedoch keinerlei Spuren solcher
fremden Bauanlagen oder andere Spuren der An-
wesenheit von Handels- und Eroberungsvölkern ge-
funden. Wenn auch mancher vernichtende Kriegs- und
Völkersturm namentlich die Länder Borderindiens

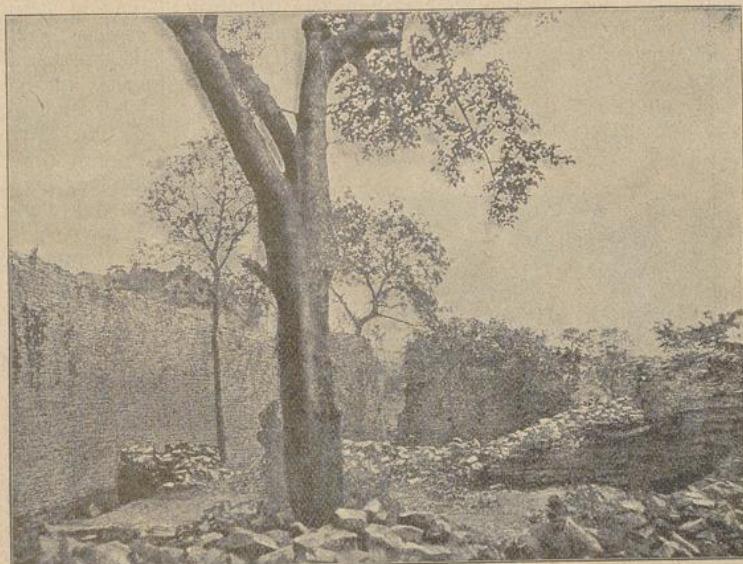


Abb. 3. Umwallung des elliptischen Tempels (Westseite).

durchraste, so ist doch nicht anzunehmen, daß dadurch alle Spuren weggelegt worden wären, und das um so mehr, als diese Völkerstürme mehr in den Ebenen Nordindiens als an den Küsten des Südens tobten und diese leichten kommen doch bei der Ophirfrage in erster Linie in Betracht. Aus diesen Untersuchungen geht das eine klar hervor, daß die jahrhundertlange kritiklose Annahme, daß man das geheimnisvolle Ophir in Indien zu suchen habe, völlig unhaltbar ist. Müssten wir also Indien ausschalten, so fragt es sich, wo wir es denn suchen dürfen? Aus der Bibel wissen wir, daß die salomonischen Ophirfahrten ihren Ausgangspunkt in der Hafenstadt Gzeon-Geber am nördlichen Ende des Meerbusens von Akaba am Roten Meere hatten. Es gab von dort aber nur zwei Wasserwege, nämlich durch das Rote Meer nach dem Indischen Ozean und durch den von dem ägyptischen Pharao Merneptah oder Menephtat um die Mitte des 14. Jahrhunderts v. Chr. angelegten Kanal von Bubastis im Nildelta nach dem Nordende des Meerbusens von Suez. Der letztere Weg sei nur der Vollständigkeit wegen angeführt; denn es ist nicht anzunehmen, daß von Gzeon-Geber aus Schiffe durch diesen Kanal zu überseeischen Unternehmungen in das Mittelmeer eingelaufen seien. Es standen zu Fahrten nach Westen außer Joppe und Akko die vorzüglichen phönizischen Häfen zu Gebote, man muß also mit aller Bestimmtheit annehmen, daß der Weg

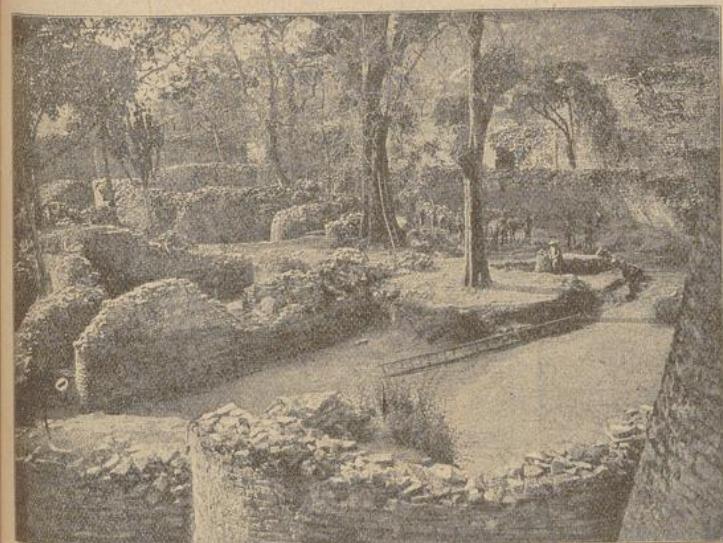


Abb. 4. Inneres des elliptischen Tempels. Ausgrabungsarbeiten auf der Plattform.

der Ophirfahrer nach dem Indischen Ozean führte. Wir haben somit in dem Ziel ihrer Reisen eines der Küstenländer dieses Binnenmeeres zu suchen. Indien ist ausgeschlossen, eben so wenig ist an die Sundainseln zu denken; denn es sind ebenfalls keine Goldländer, und man findet dort auch kein Elfenbein. Noch weniger kommt das ferne Neu-Holland in Betracht, dessen große Entfernung schon dagegen spricht. Seine Nordküste ist juzusagen ganz unverkäuflich und birgt auch weder Gold noch Elfenbein. Es blieben also nur die Nord- und Westufer des indischen Ozeans übrig. Die ersten müssen auch ausgeschaltet werden,

Küsten dieser Halbinsel das Ziel der Puntfahrten der ägyptischen Königin Hadschepu gewesen seien, und da man diese Reisen mit den Ophirfahrten der Phönizier und Israeliten in Beziehungen brachte, so glaubte man in der Landschaft Hadramaut Ophir zu erkennen. Das ist ganz unhaltbar. Elefanten hat es dort nicht gegeben; Gold wurde allerdings gefunden, aber nur in geringen Mengen, und in der Bibel wird gerade Ophir im Gegensatz zu Arabien genannt. Ist diese somit auch auszuschließen, so bleibt uns nur noch die Ostküste Afrikas übrig. Da werden wir sehen, ob hierauf alle Anzeichen hinweisen und keines wider spricht. Der Goldreichum von dem Randgebirge von Johannesburg bis weit nach dem Norden über die Sambesi hinaus ist allgemein bekannt. Dort ist Gold überzeugend vorhanden, um die gewaltigen Summen welche die alte Zeit aus Ophir entführte, vollständig glaubwürdig erscheinen zu lassen. Dass Afrika die eigentliche Heimat des Elfenbeins ist und auch heute noch der größte Teil der auf den Markt kommenden Ware in den ostafrikanischen Häfen verschifft wird, ist ebenfalls bekannt. Was den Reichtum an edlen Steinen betrifft, so genügt schon der Name Kimberley als Beleg. Endlich sind auch alle anderen Ophirwaren in Ostafrika beheimatet: Affen, Papageien, pfausähnliche Hühner und Ebenholz. Die Bevölkerung der freien Landeschaften steht heute noch auf einer niedrigen Kulturstufe und früher war es sicher nicht anders. Jedenfalls waren den Sambesinegern die fremden Kaufleute, welche an ihren Küsten landeten, weit überlegen und es ist einem Kulturvolk noch immer gelungen sich die Naturvölker dienstbar zu machen, zu denen es in Beziehungen trat. Nur aus einem solchen Land und mit solcher Bevölkerung war es möglich, in regelmäßigen Fahrten und in rationellem Bergwerksbetrieb so gewaltige Mengen der gesuchten kostbaren Güter zu entführen. Schon in der fernsten Vorzeit trieben die Ägypter und die arabischen Sabäer mit Ostafrika einen ausgedehnten Handel. Der Landverkehr der ersten erreichte in dem äthiopischen Nepata keineswegs sein Ende, wie lange angenommen wurde. Das bezeugen die Bilder und Inschriften von Theben, welche sogar das vor wenigen Jahren in den Urwäldern Irroros aufgefundene Okapi darstellen. Die Sabäer aber hatten als seefahrende Nation für den Indischen Ozean eine ähnliche Bedeutung wie die Phönizier für das Mittelmeer. Wie diese hatten sie auch dort allein halben Stützpunkte und Handelsniederlassungen. Die Gegenden zu beiden Seiten der Sambesimündung waren förmliche Sabäerkolonien und standen unter deren Herrschaft und Verwaltung. Durch sie werden wohl auch die Israeliten von dem reichen Goldlande erfahren haben, da sie ja in regen Handelsbeziehungen zu Land mit denselben standen und freundliche Beziehungen pflegten. Möglicherweise hatten sie die förmliche Freilassung zu Schürfungen dort erlangt, wenigstens ist sicher anzunehmen, daß sie nur im Einverständnis mit den Sabäern, den Herren des Landes, von dort Gold und andere kostbare Güter holen konnten. Die Seefahrer des frühesten Altertums konnten bei ihren geringen nautischen Kenntnissen die offene See nicht halten; sie mußten vielmehr Küstenfahrer bleiben. Sie wandten sie sich nach Umfahrung des Kap Guardafui der Somalküste entlang nach Süden. Die nächsten Gebiete hatten in ihrer Wüsterarmut und ihrem Wüstencharakter nichts Verlockendes. So mußten sie sich immer weiter nach Süden wenden. Bald fanden sie zahlreiche

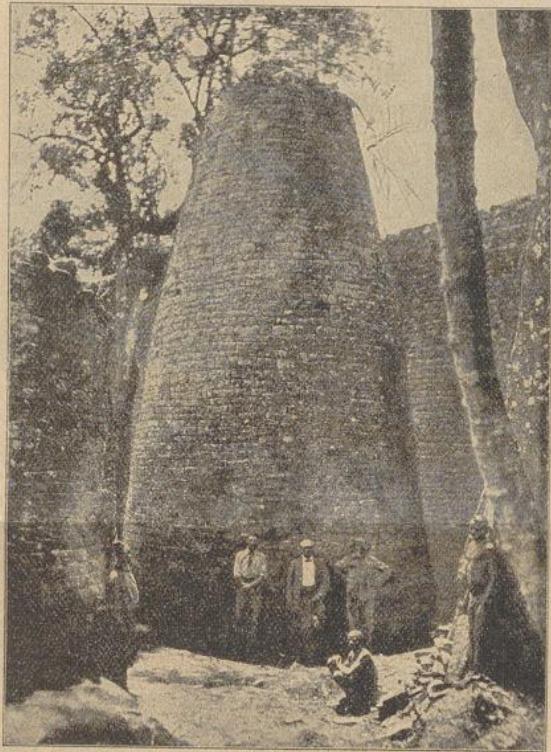


Abb. 5. Königlicher Turm im elliptischen Tempel.

da die Südprovinzen Persiens und Belutschistans im großen und ganzen Wüsten sind, aus denen niemand Schäze holen kann. Die den Persischen Meerbusen begrenzenden Küstenländer sind teilweise Alluvialböden. Ein bedeutende Metallsuche ist dort nicht zu denken, und das wahrscheinlich älteste Kulturvolk der Erde, die Sumerier Südbabylonien, hätten sicher nicht auf die freien Seefahrer gewartet, um die Schäze ihres eigenen Landes. Ferner müssen wir noch bedenken, daß die Schiffahrt der damaligen Zeit noch sehr in den Kinderschuhen stand, und es werden von den unbeköpfneten, langjähigen und primitiven Lastschiffen gar manche den Gefahren der See zum Opfer gefallen sein. Warum sollte also der Handelsverkehr zwischen zwei benachbarten Ländern wie Babylonien und Syrien samt dem angrenzenden Phönizien, der auf dem Landwege in viel kürzerer Zeit gefahrlos zu bewerkstelligen war, den weiten, gefährlichen Weg um die Halbinsel Arabien wählen? Es könnten also nur noch Arabien und Ostafrika in Frage kommen. Betrachten wir zunächst Arabien. Lange Zeit glaubte man, daß die südlichen

lässe, die zwar auf ein fruchtbare Hinterland schließen ließen, aber auch gleichzeitig durch zahlreiche Katastrophen ein tieferes Eindringen der Schiffe unmöglich machten, und die Seefahrer segelten weiter nach Süden. Manchmal werden sie entmutigt wieder umgekehrt sein, und es können viele Jahrzehnte, vielleicht sogar Jahrhunderte verlossen sein, bis sie die südlichsten Gebiete erreichten. Zweifellos haben sie bei diesen Fahrten die Inseln Pemba, Sansibar und Mafia entdeckt. Ferner ist als sicher anzunehmen, daß sie vom Kap Delgado unter Benutzung der Komorenbrücke Madagaskar erreichten; denn nach alten Nachrichten, wie wir sie zum Beispiel dem *Peribus maris Erythræides* Ptolemäus entnehmen, kamen die Ophirfahrer auch nach einer

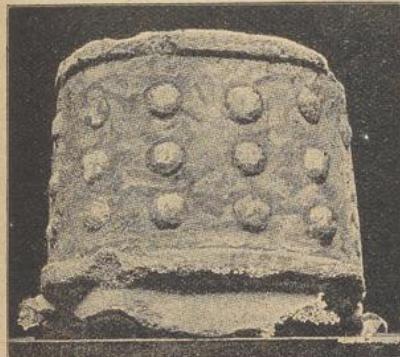


Abb. 6. Zylinder mit gebuckelten Rosetten aus dem phönischen Tempel zu Paphos (Kypern).

Reise Menuthias, mit größeren, von Krokodilen und Kriechschildkröten belebten Flüssen. Das kann aber nur Madagaskar gewesen sein; denn alle anderen ostafrikanischen Inseln sind klein und haben weder Flüsse noch Krokodile. Somit ist feststehend, daß die Sabäer und ihre Konkurrenten bis dorthin kamen. Daz sie dabei nicht stehen geblieben sind, dürfte unzweifelhaft sein, um so mehr, als die Küste, je weiter sie nach Süden vordrangen, desto mehr versprechender wurde. Der Wassereichthum und somit die Fruchtbarkeit des Landes nahmen stetig zu. So mußten sie endlich den einzigen großen Strom Ostafrikas, den Sambeji, erreichen, der zu Entdeckungsfahrten nach dem Inneren förmlich einlud. Viele Meilen weit stellt er der Schiffsfahrt keine ernstlichen Hindernisse in den Weg. Erst bei Tschilarougafälle, ungefähr 75 Meilen von der Mündung entfernt, und weiterhin die gewaltigen Birkettasfälle gebieten energisches Halt. Hier kamen sie in ein ungemein goldreiches Land. Es ist das einzige Goldland von Bedeutung an den Küsten des Indischen Oceans, und dieser Punkt ist ja für Ophir der maßgebendste und müßte schon entscheidend sein. Doch wollen wir noch weiter untersuchen, ob dem negativen Beweis, daß kein anderes Land Ophir sein kann, nicht auch der positive Beweis, daß man hier tatsächlich das alte Goldland gefunden habe, hinzugefügt werden kann. Zu dem Zwecke müßten wir hier deutliche Spuren eines ausgedehnten uralten Bergwerksbetriebes finden und auch unzweifelhafte Kennzeichen der kolonialistischen Tätigkeit der Sabäer, Ägypter, Phöniker, vielleicht auch der Israeliten. Neben Merencki, auch Dr. Schlichter und Dr. Glaser ist es besonders Dr. Karl Peters, welcher dem Ophirproblem seine Aufmerksamkeit gewidmet hat, indem er

an Ort und Stelle Nachforschungen anstellte. Er brauchte nicht lange zu suchen. An den beiden Ufern des Sambeji in den Landschaften Inyanga und Manica fand er ein gewaltiges, weit ausgedehntes Goldfeld mit zahllosen Resten uralter Minen. Er entdeckte dort Ruinen von Städten, die darauf schließen ließen, daß sich ihre Erbauer für lange Zeit, vielleicht dauernd dort aufzuhalten wollten. Und alle diese Reste einer verschwundenen Kultur tragen in vollster Klarheit den arabisch-semitischen Typus. Der Hauptort dieses sabäischen Kolonialreiches ist wohl die Ruinenstadt Simbabwe, südlich von dem heutigen Salisbury gewesen. Solche Steinbauten, wie sie diese und andere Ruinenfelder zeigen, kommen bei keinem afrikanischen Negervolke vor. Sie gleichen auch in ihren Trümmern ganz denjenigen in den Heimatländern der Kolonialatoren. Auch die Fundobjekte, die sich auf den religiösen Kultus beziehen, zeigen den semitischen Typus. Man verehrte Baal und Aschera, ferner Sonne, Mond und Sterne. Die wenigen Inschriften weisen altarabische Schriftzeichen auf. Der britische Gelehrte Randal Maciver behauptete allerdings, die Ruinen von Simbabwe seien neueren Ursprungs und rührten von Negern her; allein diese Behauptung steht auf sehr schwachen Füßen und ist auch außer anderen von dem Historiker des Kaplandes Dr. G. M. Theal leicht widerlegt worden. Durch einen glücklichen Fund sind wir auch in der Lage, die Zeit der Blüte des Ophirlandes zu bestimmen. Ein in dem großen Tempel von Simbabwe vorgefundener Tierkreisstein zeigt die Sonne im Jahresanfang im Sternbild des Stieres. Aus den

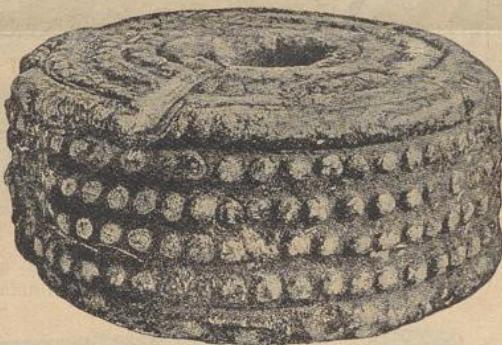


Abb. 7. Seifensteinzylinder mit gebuckelten Rosetten aus der Umgebung von Simbabwe.

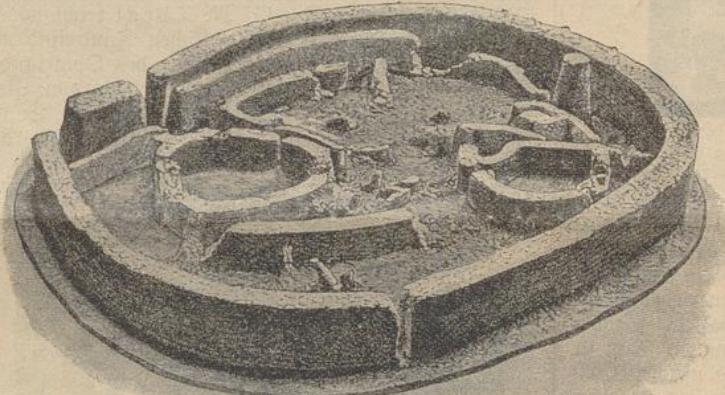
astronomischen Tafeln ersehen wir, daß obiges Ereignis im Jahre 1100 v. Chr. eintrat. Also bestanden damals schon die phönischen Kolonien am Sambeji. Man darf sie vielleicht nicht fehlgehen, wenn man jenen Stein mit der Gründung des Tempels in Verbindung bringt. Dieser war aber, nach den Ruinen zu urteilen, ein großer Monumentalbau. Daraus läßt sich wieder folgern, daß die Phöniker schon lange vor seiner Gründung dort ansässig waren; denn in der ersten Zeit ihres Daseins, und als sie noch wenig zahlreich waren, werden sie an so gewaltige Bauten nicht gedacht haben. Sicher darf man annehmen, daß sie lange vor der Regierungszeit Davids und Salomos dort heimisch waren. Die Kolonisten müssen auch das Land als ihr zweites Vaterland angesehen haben. Hätten sie in dem Goldlande nur vorübergehenden Aufenthalt genommen, so würden sie sicher nicht so bedeutende Summen für

Tempelbauten in der Fremde aufgebraucht haben, sondern sie würden solche Prachtbauten in der alten Heimat errichtet oder wenigstens die zu spendenden Schätze den Tempeln des Vaterlandes überwiesen haben. Wir müssen also annehmen, daß die Bewohner von Ophir

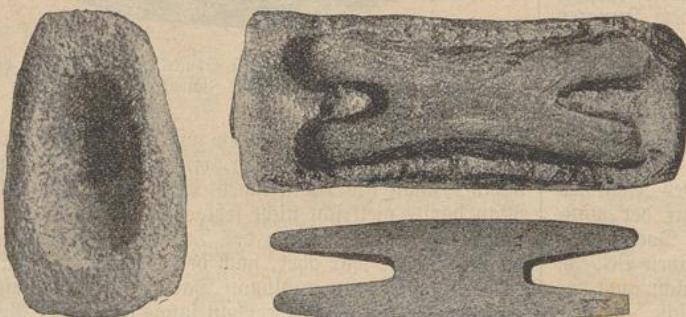
außer den Sambesigebieten kann mit Ophir identisch sein. Diese selbst boten den alten Seefahrern alle als Ophirische ausgezählten Dinge. Ausgedehnte amphi Minen befunden, daß hier in altersgrauer Zeit ein reger Bergwerksbetrieb bestand, und endlich deuten zahlreiche Städte- u. Tempelruinen unzweifelhaft phönisch-semitischen Ursprungs auf eine reiche kolonialistische Tätigkeit der in Frage kommenden Völker in jenen Gegenden. Also lag das Ophir des Altertums auf den goldreichen Terrassen des Küstenhinterlandes zwischen Sambesi und Zambezi und zu beiden Seiten des letzteren.



Geier aus Speckstein auf Säulen aus Symbabye
(nach Th. Bent).



Modell des Rundbaues (nach Th. Bent). Rechts der große Turm im „Allerheiligsten“, links von ihm die Spitze des kleinen.



Oben: Specksteinform für Goldbarren aus Symbabye.
Unten: Zinnbarren der Phönizier aus Falmouth (Cornwall).
(Nach Th. Bent).

dieses als ihre neue Heimat ansahen und ebenso wenig an eine dauernde Rückkehr nach Phönizien dachten, wie etwa die Kolonisten von Utica, Karthago und anderen Tochterstädten jenes Landes. Wir kommen zu dem Ergebnis: Kein Küstenland des Indischen Ozeans

boten zu Fuß durch die den Aufzug des Lordmanns anstaunende Menge zum genannten Bahnhof und über gaben dort ein kleines Paket einem Beauftragten der Bank, der ruhig inmitten anderer Passagiere in einen Abteil zweiter Klasse Platz nahm und auf diese Weise gebracht wurde, gingen zwei Bar-

den Diamanten unbemerkt ins Königliche Schloß zu Sandringham brachte. Es sei indessen zugefügt, daß die Straßen, welche die beiden Boten passieren mußten, von zahlreichen Detektivs besetzt waren, um etwaigenfalls zu ihrem Schutze herbeieilen zu können.

Das Gebet macht glücklich.

Jedes gute, demütige, und vertrauensvolle Gebet steigt über die Wolken empor, und kehrt von oben auf uns herab als wohltuender Gnadenstau, der unsere Seele heiligt und verdienstlich macht für unser himmlisches Vaterland, während die Unterlassung oder nachlässige Berrichtung des Gebetes uns kraftlos unserer verdorbenen Natur und den bösen Einflüssen der Welt und unserer verbündeten Eigenliebe überläßt. Zwei Meilen ungefähr von Versailles, am Ende unabziehbarer, goldiger Getreidefelder, begegnet unser Blick einer Reihe lachender Täler, deren grüne Wiesen sich weit hin erstrecken zwischen zwei mit Kastanienwäldern getrennten Hügelreihen. Am Saum dieser Wälder liegt das niedliche Dorf Chateaufort. Vor längen Jahren war ein hervorragender Schriftsteller hierher gekommen, um in dieser reizenden, erfrischenden Einheitlichkeit seine Gesundheit wieder herzustellen. „Durch die Glocken der Kapelle gerufen“, erzählt er, „ging ich jeden Sonntag zur heiligen Messe. Dabei traf ich nicht selten zusammen mit einem merkwürdigen Manne. Es war ein Mann, dessen inbrünstige Anzahl ich nicht genug bewundern konnte. Bei seiner armlichen, dürftigen Kleidung zeigte sein ganzes Vernehmen eine Ruhe und eine Anmut, die, je länger und aufmerksamer ich ihn beobachtete, einen desto sichereren und vorteilhafteren Eindruck auf mich machte.“

Die Begegnung weckte meine Neugierde, so daß ich Erkundigungen über ihn einzog und alsbald erfuhr, daß er von der christlichen Nächstenliebe lebte. Da bereits vorgekümmertem Alter hatte er seine Frau und seine beiden Söhne verloren, von welchen legten der eine an der Berezina, der andere bei Waterloo den Tod gefunden hatte. Ermutigt durch diese Mitteilung redete ich ihn an und versprach ihm meine Hilfe. „Sie haben einen besseren Rock nötig“, sagte ich, „der Winter könnte streng werden und man muß sich bei Zeiten vorzehlen.“ — Er schlug die Augen zu mir auf, sein Blick war sehr heiter. — „Warum sollte ich daran schon denken?“ erwiderte er sanft, „da ja der liebe Gott diese Sorge in das Herz anderer bader Leute gelegt hat.“ — „Können Sie lesen?“ fragte ich weiter. — „Gewiß, mein Herr, ich habe in meiner Jugend guten Unterricht von meinem Pfarrer, einem herzensguten Manne, erhalten, der sein Verwegen daran fand, die Kinder zu unterrichten.“ — „Haben Sie auch Bücher?“ — „O nein, in meinem Alter liest man nicht mehr, man betet.“ — „Sie beten also gern?“ — „O ja, das Gebet ist mein einziges Glück. Wenn ich abends vor meiner Hütte sitze, betrachte ich die untergehende Sonne und sage andächtig: Vaterunser.“ — „Ist denn das „Vaterunser“ ihr einziges Gebet?“ — „Mein liebstes! was kann denn mehr unser Herz ergreifen? Oft, wenn ich die Worte ausspreche, schwelt mein Blick über das Tal, ich betrachte das langsame Scheiden der Sonne und fühle die ganze Wahrheit meines Gebetes: „Vaterunser.“ — Wie geht es Ihnen denn in der rauhen Jahreszeit?“ — „Auch dann betrachte ich den Himmel. Ich sehe die gewaltigen Wolken, die ihn be-

decken, von denen ich nicht weiß, woher sie kommen, die bald, vom Winde getrieben, dahineilen, bald fruchtbaren Regen herabgießen auf unsere grünenden Felder! „Vater unser, der du bist in dem Himmel“ denke ich dann, „du bist immer derselbe! Niemand kann ich töten, wie man meine Söhne getötet hat.“

Bei diesen Worten füllten sich die Augen des alten Mannes mit Tränen und ich hörte ihn flüstern, „Mein armer Bertrand, der jüngste, fiel bei Waterloo. Du hast es so gewollt, mein Gott, dein Wille geschehe!“ und seine Tränen trockenend, fügte er hinzu: „Danke dir lieber Vater im Himmel, du hast meine Kinder mir erzeigt durch gute, barmherzige Menschen.“

„Sie wohnen aber wohl zu einsam, unten im Tale, sie müßten etwas näher zum Dorfe ziehen.“ — „Ah, ich kann mein Haus nicht verlassen; meine Kinder sind darin geboren, und ihre Mutter sah ich darin sterben. Uebrigens ist ja der, welcher sich im Gebete mit dem lieben Gott unterhalten kann, niemals allein.“ — „Sie sind also ganz zufrieden mit Ihrem Geschick?“ — „Warum sollte ich das nicht sein? Gott hat mich noch niemals verlassen.“ — „Und doch verdienen sie noch glücklicher zu sein.“ rief ich aus. „Hier, guter Mann, nehmen sie dieses Geld und beten sie für mich.“ — „Betet man denn für Geld?“ sagte er erregt. Ich fühlte, daß ich ihn verletzt hatte. „So verzeihe Sie mir,“ schloß ich die Unterhaltung, „daß ich wie alle Weltmenschen von meiner Gabe Nutzen ziehen wollte.“ Gerührt ergriß ich seine beiden Hände und drückte sie ehrerbietig. Dann schied ich von ihm, voll Bewunderung für die Tugenden dieses Mannes, diesen Himmelslichtern, die den Abend seines Lebens so hell erleuchten und verschönern!

Heldentaten in der Tiefe des Meeres.

Eine kühne Tat hat vor kurzem der englische Taucher Leverett gewagt. Es galt das Leben eines Kameraden zu retten. In einer Tiefe von 25 Faden im Kanal war der Taucher an der Arbeit; da verwirrten sich seine Luft- und Atemschläuche am Meeresgrund und zu seiner Verzweiflung bemerkte der Taucher, daß er trotz aller Anstrengung sich nicht mehr befreien konnte. In einer solchen Tiefe mehr als eine halbe Stunde zu verharren, war bei dem furchtbaren Druck sicherer Tod. Leverett ließ sich nicht abhalten; er ging hinunter in die Tiefe, dem Genossen zu helfen. Zwei Stunden kämpfte er dort unten für das Leben des Kameraden; es gelang ihm auch schließlich, selbst völlig erschöpft, den Bewußtlosen emporzubringen. Aber seine Tat war umsonst geschehen, am zweiten Tage starb der Kamerad im Hospital. Aus diesem Anlaß erzählt eine englische Zeitschrift einige Episoden, die zeigen, mit welchen Gefahren die Männer oft zu ringen haben, die sich allein in die Tiefen des Meeres hingewagen, oder auch nur wenige Meter unter der Oberfläche am Schiffsrumpfe arbeiten. Ein Abenteuer des Tauchers Palmer erscheint fast als wirkliches Gegenstück zu einer bekannten Romanze Victor Hugos. Palmer war in Kapstadt bis zu einer Tiefe von 12 Metern getaucht, um die Schäden zu prüfen, die durch die Kollision des „Dunvegan Castle“ den Molen zugefügt war. Das Wasser war klar und der Taucher hoffte die Arbeit rasch vollenden zu können. Plötzlich schießt hinter einem Felsblock ein scheinbarlicher Fangarm hervor und schlingt sich um seinen Schenkel. Im nächsten Augenblicke ist sein Arm erfaßt und ein

riesiger Seepolyp schlingt seine Fangarme um sein unglückliches Opfer. Palmer war völlig wehrlos, kein Messer, nichts stand ihm zu Gebote; in höchster Verzweiflung zieht er die Signalleine, und die Genossen oben beginnen ihn emporzuwinden. Endlich erreicht er, immer noch in der grausamen Umarmung des Meeresungeheuers, das sein Opfer nicht mehr lassen will, die Oberfläche. Mit Arten und Messern ging man nun der Bestie zu Leibe und es gelang schließlich auch, Palmer aus der grausigen Umklammerung zu befreien. Als man dann den Angreifer untersuchte, fand man eine Länge von nahezu 12 Fuß feststellen. Aber ein noch häufigerer gefährlicher Besucher der Taucher ist der Hai; er wird von den Leuten so gefürchtet, daß viele sich weigern, in südlichen Meeren anders zu tauchen, als in einem Eisenkäfig, der sie schützt. Der Taucher Lambert verschmähte diesen Schutz; er war auf Diego Garcia engagiert worden und sollte an einer großen Kohlenbarke eine Reparatur unter Wasser ausführen. Als er zum erstenmale untertauchte, näherte sich ihm ein großer Hai, der neugierig den ungewohnten Eindringling in sein Reich inspizierte. Lambert gelang es, den ungemütlichen Geellschäfer dadurch zu verjagen, daß er plötzlich ein Ventil am Helm öffnete und Luft entweichen ließ. Über am nächsten Tage kam der Hai wieder und troz des Manövers mit dem Helme wiederholte der Hai seine Annäherungsversuche und wurde allmählich immer aufdringlicher. Lambert war ein tollkühner Geselle; es reizte ihn, dem Hai allmählich eine gründliche Exkution zu geben, und als das Tier immer gefährlicher wurde, ließ er sich vom Schiffe ein Messer und eine Schlinge herunterkommen. Er benützte seine nackte Hand als Körder, brachte den Hai dazu, sich zum Bisse umzudrehen, und als die Bestie mit dem Bauch nach oben auf ihn zuschoß, griff er sie verweg mit seinem Messer an und brachte ihr mehrere tödliche Wunden bei. Es gelang ihm dabei, die Schlinge um das Tier zu werfen, und nun signalisierte er nach oben und ließ sich emporwinden. Als Trophäe des unheimlichen Ringens trug er das Rückgrat des Haies nach Hause.

Eine seltsame Luftspiegelung.

Die Passagiere eines amerikanischen Dampfers gewahrten vor kurzem am Himmel die Spiegelung eines großen Ozeandampfers, der sich in voller Fahrt befand. Da Bild war so außerordentlich klar, daß man sogar das Schiff feststellen konnte: es war der französische Schnelldampfer „La Lorraine“. Am Horizont dagegen war selbst mit den Ferngläsern keine Spur des Schiffes zu entdecken. Man setzte nun die drahtlose Telegraphie in Tätigkeit und erlangte schnell Verbindung mit der „Lorraine“; sie steuerte in einer Entfernung von fast 25 englischen Meilen. Das Phänomen wird als von seltener Vollkommenheit geschildert; man konnte deutlich alle Einzelheiten an Bord unterscheiden und sah die Passagiere auf Deck lustwandeln. Die See war ruhig und die Sonne verhüllt; man beobachtete die Spiegelung eine halbe Stunde lang. Dann verschwand sie allmählich.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Übereinkunft jedoch gerne gestattet.

Berantwortlicher Redakteur Georg Kopp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Riedlingen, Neumarkt Obf., Schönberg, Böndorf, Vorderburg, Hornberg, Würzburg, Niederbronn, Oberwittighausen, Hörschelstadt.

Danksgaben

sind eingegangen aus: Brünn, Graz, St. Stephan ob. Stainz, Sankt Peterzell, Monfeld, Vogtal, Hausach.

Gebets-Empfehlungen.

Um Erkenntnis des Berufes. Glück. Standeswahl. Neuen Kräfte. Gute Lebensstellung. Gute Heiraten. Kummervolle Eltern und Mütter. Ungeratene Söhne und Töchter. Einige Gläuberschulden. Mehrere schwere Anliegen. Trunkläufige Männer. Priesterlandstreit. Mehrere Studenten. Gute Österreicher. Erstcommunionkäntzen. Geisteskranken. Um Kindesseggen Glück. Entbindungen. Glück. Lourdes-Wallfahrt. Gute Erzeugnisse. Gute Examens. Um Bekehrung. Gute Vorberichtigungen. Regelung von Erbschäden. Befreiung von Gewissensängsten. Wiedererlangung des Friedens. Becharlichtheit in Dienste Gottes. Gutes Auseinanderkommen mit einer Nachbarin. Gute Wohnungen. Bedrängte Familien. Einige Lebende. Ein Pfarrer mit Gemeinde. Mütter mit ihren Kindern. Rehren-Lungenleidende. Eine Familie mit ihren taubstummen Kindern. Gute Kindererziehung. Ein kranker Soldat. Um Glück. Sterbfunde. Drei Waisen. Um Verhütung von Selbstmord. Guter Hausverlauf. Überlebensdangengelegenheit. Erwachsenes Kind, das noch nicht sprechen kann. Eine Person mit schwerem Seelenleben. Zwei dem Trume ergebene Söhne. Ein schwerhöriges Mädchen. Ein im Kirchenbesuch gleichgültiges Ehepaar. Ein frisches Kind. Ein in Amerika wessender Bruder.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionsschwestern, den schwarzen Kinder, der Neudekehrten und aller Leser des Brüderleinrich.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mitbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Mr. Andreas Ziegler, Bussalo. Ottilia Schmelzer, Großemünd. Margar. Laßauer, Rothenburg o. Tauber. Sebastian Manz, Aufbach. Kathar. Reiter, Plattenberg. Anna Graßed, Ellwangen. Al. Barb. Hofmann, Heiligenfeld. Leopold Siglbauer, Minchen. Magdalena Schönher, Alch. Karolina Riebler, Alch. Albert Bey. Anna M. Zoller-Moser, Rosenau. Maria Anna Manz, Müßbach. Maria Bierlam, Idstein. Schw. M. Melchior Klamm, Oberin, Breslau. Benedikt Roth und Walburga Rot, Regensburg. Barbara Burger, Forst. Die Hochwirksamen Herren Pfarrer Vor Weig, Hohenhambach, Venet. Joh. Schwarzloß, Hohenburg, Pfarrer J. Rohrhirsch, Erlheim. Karl Ulitzla, Neustadt, Ob.-Sch. Paul Nelle, Osternried. Fr. Luise Schulteis, Frau Siebke und Fr. Friederika Zill in Biberach a. Riß. Babette Ruta, Flüss. Mag. Boneberg, Weinfelden. Hochw. Herr rej. Pfr. Xaver Melder, St. Ottien. Agnes Mucher, St. Martin-Ruben. Maria Luttenberg, Graz. Wenzel Keidel, Lauterbach. Fr. A. Wiegele, Wölfermark. Dr. Joh. Rapp, Kaltern. Katharina Petzsch, Anzenhof. Barbara Greber, Au, Vorarlberg. Maria Berger, Fischbach. Johanna Lademayer, Groß-Tajaz. Mathias Koller, St. Martin i. Sulm. Maria Kornet, Böblitz. Maria Kaiser, Josef Albrecht und Franz Schuppert, St. Nikolai-Sausal. Emanuel Schiltian, Lobenbau. Maria Schneberger, Wind. Matrel. Vinzenz Sammernegg, Gleinstätten. Johann Aicher, Brandenberg. Franziska Leyel, Merfeld. Magdalena Reinhart, Wahl, Vorarlberg. Herr Vorleitner, Freising. Marianna Haasner, Lenzendorf. Elisabeth Kohl, Eberhardsdörf. Laurer, Del. Sohn, Thann. Anton Stegmüller und Anton Schäfer, Donaumörth. Frau Wn. A. Maria Rohrer-Keller, Sachsen, Schweiz. Pauline Epper, St. Fiden, Schweiz. Hochw. Herr Pfarrer Haller, Härkingen, Schweiz.

Wir sind unsrer geehrten Freunden und Gönnern stets dankbar für gütige Zusendung von genauen Adressen wohltätiger Personen, an die wir das Vergönneinricht verschenden können. Der Name des Einsenders wird nicht genannt.